

Bezugspreis: Monatlich 0,706.- M. Druck u. Verlag: Karras & Koehncke, Halle, Mittelstr. 11-13, Fernr. 6283, Postfach-Konto: Erfurt Nr. 20021. Einzelbestellungen nehmen alle Postanstalten u. Briefträger entgegen. Höhere Gewalt einbindet den Verlag von Schabenersatz. Anzeigen - kofset 15 Pfennig. Der Raum von 1 mm Höhe und 28 mm Breite im Anzeigenfeld von 1 mm Höhe und 20 mm Breite im Reklameteil kostet 80 Pfennig. - Anzeigen-Annahme b. Verlag, Halle, Mittelstr. 11-13. - Die Zeitung erscheint am 1., 11., u. 21. jed. Monats.

|| Helf dir selber, so helfet dir unter Herre Gott ||

Politik und Bildung.

Die geistigen Lebensäußerungen eines Menschen oder Volkes, die als Kulturercheinungen in der Sittlichkeit, durch verstandesgemäßes Denken, im ästhetischen Geschmack und im seelischen Fühlen zum Ausdruck kommen, nennen wir Bildung. Ob man nun die Menschen nach Berufsständen oder nach sozialen Schichtungen gliedern mag, ihr kultureller Wert bleibt immer eine Frage der Bildung, die dem einzelnen in seinem ganzen Lebenslauf eingetragt ist und darüber entscheidet, auf welcher Höhe er innerhalb der Gemeinschaft seines Volkes und in der menschlichen Gesellschaft steht. Bildung ist inneres Wesen, das sich im sozialen und privaten Leben als richtunggebend erweist und nach dem Ziele strebt, Persönlichkeit und Volk auf die höchstmögliche Stufe des irdischen Daseins zu heben. Durch die Bildung offenbart sich also der Lebensinhalt eines Menschen oder Volkes, der natürlich auch die äußere Lebensform beeinflusst. Jeder Beruf erfordert nun zwar seine besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten, seine besondere Schulung. Die Berufsbildung entspricht jedoch lediglich der Nützlichkeit, deren Lohn zumeist der verdiente Erfolg ist. Der Anbegriff der Bildung geht aber in seiner tiefsten Bedeutung über den Berufsstand, der doch immer nur eine Seite des menschlichen Daseins erfasst, hinaus und bestimmt den Wert eines Menschen oder Volkes nach den gesamten geistigen Lebensäußerungen. Diesen umfassenden Begriff meinen wir, wenn wir Bildung in die Kede von Kultur und Bildung ist, in denen ja sittliche und verstandesgemäße Werte ebenso zum Ausdruck kommen, wie seelisches Empfinden oder Mitgefühl für alles, was die Menschenbrust in Schmerz und Freude bewegen kann. In diese Lebensbildung dachte auch Schichte, als er meinte, daß „alle Bildung strebt an die Verovorbereitung eines festen, bestimmten und beherrschenden Geistes, das nun nicht mehr wird, sondern ist und nicht anders sein kann, denn so wie es ist.“ (Neben an die deutsche Nation). Dieses Geis des großen deutschen Philosophen mag als Ideal aufgefaßt werden, das jenseits der alltäglichen Wirklichkeit leben wird, solange überhaupt Menschen leben; denn der Inhalt unseres Daseins wird ein ewiges Fühlen und Streben bleiben. Wenn unter Millionen ein einzelner Mensch auf der Höhe des Lebens eine überragende Bildung auszubilden vermag, die dem von Schichte bestimmten Ideal nahe kommt, so steht er gleichsam wie ein Stern über Völkern und Zeiten (Socrates, Goethe, Kant). Sind uns aber nicht auch die Sterne, obgleich weltentweit entfernt, nahe genug, um ihr Strahlen in unser Herz zu ergießen? So kann auch dem einfachsten Leben ein hoher Inhalt geschenkt werden, ein Inhalt, der erkennen läßt, daß der Mensch im bewußten Lebenszusammenhange mit anderen steht, an deren Schicksal teilnimmt und es nach dem Grade seiner Fähigkeiten mitbestimmt. Wer in sein Leben den höchsten Inhalt hineinträgt, wird nicht vergebens ringen. Goethes Wort: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“ soll ihm die Gewißheit geben, daß die Hoffnung, welche auf ein hohes Ziel gerichtet ist, ihres verdienten Lohnes gewiß sein kann. Wenn der Beruf als Aufgabe an der Allgemeinheit aufgesetzt wird, so entwickelt die Berufsarbeit dem Kreise des bloßen Egoismus, und die Berufsbildung tritt in den Dienst des Lebens, daß nicht um seines selbst willen ausgeliefert wird, sondern dessen ganzes Streben ein Einsatz für hohe und allgemeinnützliche Ziele bedeutet. So kann ein jedes Leben eingesetzt werden für „eine Welt, die da werden soll, eine apriorische, eine solche, die da zukünftig ist und ewig fort zukünftig bleibt“, um mit Schichte zu sprechen (Neben an die deutsche Nation). Wer diese höchste Aufgabe des menschlichen Lebens erfüllen will, muß jedoch wie nur irgend möglich an sich selbst arbeiten, damit er ein wertvolles Glied der Volksgemeinschaft werde, in der er steht. Der einzelne Mensch ist ein Mikrokosmos im Verhältnis zu der ungeheuren Menge der Erscheinungen, dem Makrokosmos an sich. Wenn wir diese Gegenüberstellung einmal nur auf die geistigen Seiten des Lebens beziehen, so ergibt sich die Bildungsaufgabe, daß der Mikrokosmos Mensch den Makrokosmos Welt in sich aufnehmen, in seinem geistigen Wesen verarbeiten soll. Was dieses Ziel eine Gesamt-

aufgabe sein, in die sich unendlich viel Menschen zu teilen haben! Für jeden einzelnen Menschen bleiben der besondere geistige Interessenskreis oder die Dinge, mit denen er sich aus allgemeinem Pflichtgefühl beschäftigen muß, eine Welt der Erscheinungen, die er nur dann verbessern wird, wenn er danach strebt, seine Bildung ständig zu erweitern.

Die Politik ist natürlich auch ein Gebiet des geistigen Lebens, das nicht jedem einzelnen gleich stark berührt, für das nicht jeder Mensch Fähigkeiten des Verstandes mitbringt. Da wir aber alle in den Lebenszusammenhang unseres Volkes hineingestellt sind, muß uns das Schicksal dieser Gemeinschaft am Herzen liegen. Das gebietet die Pflicht gegen die Volksgenossen und das Interesse am Wohl des eigenen Landes. Ethische Gebote und verstandesgemäße Erwägungen verweisen jedermann auf politische Betätigung. Es ist nun selbstverständlich, daß die Politik, deren Ziele den verschiedensten Lebensgebieten gewidmet sind, bei jedem einen hohen Bildungsgrad voraussetzt, der ihr mit gutem Urteil folgen oder tätig an ihr teilnehmen will. Das politische Leben bestätigt Schillers Wort am deutlichsten: „Woh denen, die dem Erwählenden des Lichtes Himmelsadel leihn!“ Jeder Tag kann aber dem einzelnen ein politisches Urteil verlangen. Ein solches ist z. B. die Stimmabgabe bei der Wahl. Kein pflichtbewußter und überlegungsreicher Mensch wird der Wahlurne fernbleiben. Soll seine Stimme aber ihren eigentlichen Zweck erfüllen, so muß sie nach bestem Gewissen und abwägendem Nachdenken gegeben werden; denn das politische Urteil des Wählers bestimmt den Schicksalsweg des Volkes und ist deshalb die denkbar ernsteste Lebensäußerung. Die politischen Erfolge einer Nation sind immer zu einem gewissen Grade auch eine Frage der Bildung aller Bürger. Wenn ein Volk in seiner Gesamtheit den politischen Aufgaben wenig Interesse zeigt, so fühlt es nicht mehr die Kraft in sich, seinen Willen unter den Nationen der Erde durchzusetzen. Die Leitung der Politik wird zwar immer nur in den Händen weniger Männer liegen. Wenn diese aber befähigt sind, große Ziele durchzuführen, so bedarf ihre Arbeit der Unterstützung aller Bürger. Jeder einzelne muß soziales Empfinden, muß im politischen Willen der Nation seinen eigenen Willen mitfühlen fühlen. Selbst der grösste Führer kann allein nichts erreichen: Er muß ein Volk hinter sich haben, das in eigenem Erleben die Schicksalslinie des Staates ziehen will. Dieser Gedankenengang mündet nicht in Parlamentarismus und Demokratie, sondern verfährt die Auffassung von Volk und Staat als Organismus, als Lebensgebilde und unterfreit daher die Bildung der Staatsbürger, deren politische Lebensäußerungen vom Verantwortungsgewißel getragen sein müssen. Die Novemberrevolution hat uns Deutschen deutlich genug gezeigt, daß die politische Bildung unseres Volkes auf einer niedrigen Stufe steht; denn ihre „geistigen“ Aeußerungen offenbarten nicht, sondern wiesen den Weg zu Tod und Vernichtung.

Das politische Leben der Deutschen im verflochtenen Menschenalter war zum größten Teil Sünde wider den gesunden Verstand. So irrten wir vom nationalen Gedanken des Bismarckstaates zum Internationalismus der Revolution, weil uns Trugbild um Trugbild vorschwebte. In der Ehit und im seelischen Fühlen entsprach und entspricht der Lebensstil unseres Volkes ebenso wenig wie im verstandesgemäßen Denken der Höhe, die Voraussetzung jeder völkischen und staatlichen Aufwärtsentwicklung ist. Wir brauchen nur an den Götzendienst der Ausländererei, an die leichte Verflachung im Aufwärtigen zu erinnern, wenn wir den Mangel an vaterländischer Moral im deutschen Volke beweisen wollen, und die ebenso unselbige wie verächtliche „Mildelei“ kennzeichnet als ein wahres Schlagwort den politischen Irrtum, der die deutsche Nation so leicht befallen kann. Unsere Bildungsaufgabe als Volk steht unerlässlich und deutlich vor unseren Augen. Den Weg, den einzelne Deutsche, und mit ihnen nationale Verbände, vorzeichnen, müssen wir als Volk gehen. Ob es sich um sittliche oder verstandesgemäße Lebensäußerungen

handelt, der nationale Gedanke, der in sich alle Bildungswerte zusammenfaßt, die ein Volk besitzen kann, muß der Kern unserer Weltanschauung werden. Jedes Volk ist eine geschichtliche Einheit, die man mit Goethes Worten „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“ nennen kann. Die Lebensform unseres Volkes wird jetzt von Elementen bestimmt, die dem nationalen Gedanken widersprechen, und die zukünftige Entwicklung muß uns zu unferem völkischen Selbst zurückführen, so daß unsere geistigen Lebensäußerungen zum Ausdruck des eigenartigen deutschen Wesens werden. Abseht wie wir als Volk den nationalen Gedanken wiederfinden müssen, entwickelte sich Schiller vom Volkbürger zum Volksherrn und zeichnete uns in der geistigen Entwicklung von den „Künstlern“ und Augengebildeten bis zum „Kied von der Glode“ und „Zell“ den seelischen Wandel vor, den wir erstreben sollen. Noch ist es ein weiter Weg, bis die Deutschen die innere Einheit gewonnen haben, welche die Voraussetzung zu einem Rüstschwur bildet! Wenn nun Kant von der Politik fordert, daß sie in ihren Entschlüssen an die Gesetze der Moral gebunden sein soll, so können wir nur hinzufügen, daß der große deutsche Philosoph den Wert der Dichtung für das politische Leben richtig einzuschätzen wußte, ebenso wie die Griechen Socrates, Platon und Aristoteles in ihrem staatsphilosophischen Denken die Tugend auch durch das politische Leben verwirklicht wissen wollten. Wir müssen nur hinzufügen, daß im Streben nach dem Wohl des eigenen Vaterlandes die höchste Moral der Politik zu suchen ist. Die Mittel, mit denen diesem Ziele gebient wird, liegen im Bereiche des verstandesgemäßen Denkens. Ethische Pflicht und wägender Verstand finden sich als die wichtigsten Neuzugungen der Bildung auf einer Linie. Wenn die politische Taktik das Gewissen vor die Frage stellt, ob um der Lebensnotwendigkeiten des eigenen Volkes willen ein Unternehen durchgeführt werden darf, das den Interessen eines fremden Staates unerwünscht ist, so gebietet schon die Pflicht gegen die zukünftigen Geschlechter, daß die Entscheidung im Sinne der höchsten politischen Moral das Wohl der eigenen Nation begünstigt. Die Gesetze der politischen Ehit sind unferstreich andere als die des persönlichen Lebens; denn ihr Zweck ist das Heil des Vaterlandes. Politisch unferstreich handelt, wer diesem Ziele nicht blenden will, wozu leider die Deutschen neigen, aber auch, wer das Recht anderer Völker mit Füßen tritt, weil seine eigene Politik nicht von den Lebensnotwendigkeiten seines Volkes, sondern von Gier und Götzenbilderei bestimmt wird, wozu z. B. der französische Kulturüberdruß, ebenso wie Napoleonis Unerschämtheit zeugen. Wenn wir das politische Leben eines Volkes von der Seite der Bildung der betrachteten, so treten die sittlichen Erwägungen in den Vordergrund; denn sie sind geistige Lebensäußerung wie die politische Taktik, deren Weg vom Verstand vorgeschrieben wird.

Wir wollen in der Erziehung unseres Volkes und durch Selbstbildung an unserer eigenen Person danach streben, daß die geistigen Lebensäußerungen unserer Nation zum Heile des Vaterlandes in reichem Maße die Linie der Politik unseres Staates geben. Ob wir selbst am Steueruder des Staatsgiffels stehen oder nicht, ist gleichgültig; Uns tragen die Wogen der Politik ebenso auf als Führer wie als nationale Gemeinschaft, und jedes Einzelne amtet in der großen Schicksalsgemeinschaft der Nation. So kommt die Bildung jedes Einzelnen im Ganzen mit zum Ausdruck, und das Ganze - Führer und Volk - ist die lebendige Verförperung des deutschen Gedankens in der Welt, dem jeder dienen soll in allen Neuzugungen seines Lebens.

Dr. Rudolf Albert, Dresden.

Arbeiderschaft und Bürgertum.

Die altertümliche Klüft, die unser Volk trennt, wird durch die Worte „Bürgertum“ und „Arbeiderschaft“ gekennzeichnet. Unser ganzes öffentliches Leben ist von diesem Gegenlage beherrscht, und erbittert tobt der Kampf zwischen beiden Lagern, die einander an Zahl fast gleich sind. Man spricht von bürgerlichen Parteien und von einer bürgerlichen Regierung. Ohnen stehen Arbeiter-

parteien gegenüber, aus denen eine Arbeiterregierung erwächst. Der eine reißt grunzbändig nieder, was der andere erbaute. Oft genug ist auf dieser Kampf mit der Waffe in der Hand ausgefochten worden, nicht aber als ein Kampf ob großer, idealer Ziele willen, sondern lediglich als ein Ringen um die Macht.

Schon vorm Kriege hat man die großen Schäden erkannt, die der Volkseigenschaft aus solchem Streite erwachsen. Man hat auch versucht, die Wunde zu heilen, die Kunst einzubringen. Aber es war umsonst, da man dem Uebel nicht auf den Grund ging und auch den Krankheits-erzeuger nicht erkannte. Dabei ist doch Erkennen gar nicht so schwer. Die einfache Frage: „Wem nützt diese Uneinigkeit?“ weist auf die richtige Spur. Der scharfe Gegensatz zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum ist geschaffen worden nicht von den Beteiligten selbst, sondern von einem dritten. Er lebt von diesem Bruderkampfe und beutet ihn ab. Die brennende Wunde an unserem Volkstörper hätte sich schon längst geschlossen, wenn die dritte, wenn eben der Jude nicht wäre. Er hat es bisher immer zu verhindern gewußt, daß sich die verschiedenen Stände unseres Volkes über das Trennende hinweg zu gemeinsamen Handeln die Hand reichen.

Wohl hat es in allen Zeiten und bei allen Völkern Stände und damit Standesunterschiede gegeben. So meldet die Geschichte aus dem alten Rom von allerlei Streitigkeiten zwischen Patriziern und Plebejern. Volkstribunen erliefen den Plebejern, um ihnen Rechte im Staatsleben zu verschaffen. Und römischen Ursprungs ist auch das ganz moderne Wort „Proletariat“. Was bedeutet es eigentlich? Proles ist der Nachgeborene, also der zweite und nachfolgende Sohn. Nur der älteste Sohn tritt nach arischem Rechte des Vaters Erbe an. Er wird damit Familienoberhaupt. Die Brüder dienen ihm oder versuchen, sich anderen Erwerb zu verschaffen. Aber den Zusammenhang mit der Sippe und durch sie mit dem Volke verlieren sie nicht. Allmählich bilden sich aus ihnen neue Stände, wie wir sie im Mittelalter als Handwerkerzünfte und Kaufmannsgilden finden.

Wie im späteren Rom Plebejer, also „Proletariat“, sowohl zu Reichtum und Besitz, wie auch zu Staats-ämtern gelangen konnten, so erlangen Handwerk und Kaufmannstand in den deutschen Städten des Mittelalters Wohlstand, Ansehen und Macht. Trotz mancher Schranken war also Aufsteigsmöglichkeit vorhanden. Der Handwerksgehilfe und der Kaufmannsgehilfe konnte die Meisterprüfung, die Selbständigkeit erlangen. Diese Möglichkeit milderte von vornherein die Gegensätze, ließ die Zusammengehörigkeit im Vordergrund.

Die Maschine änderte dies Verhältnis. Sie trieb nicht nur manchen Selbständigen aus dem Handwerk und Kaufmannsberufe in die Fabrik, sondern sie dant

auch den ihr einmal Verfallenen für Lebenszeit in die Abhängigkeit. Als sich diese Umstellung vollzog, tauchte zum ersten Male auch der unterdrückte Gegensatz zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft auf. Die Hauptschuld trägt daran das sogenannte Bürgertum. Es schaute verächtlich auf den im Proletariat verurteilten Berufsgegenstand herab. Noch jetzt gibt es ja solche Leute, die sich unter einem Arbeiter nur einen Menschen vorstellten, der unsauber gekleidet ist, sich stets in Schnaps berauscht und rot wölft.

„In eurem Volke steht und eurem Lande und kämpft für euer heilig Recht.“ Friedrich von Schiller.

In ärmliche, listlose Mietskasernen zog sich der Ent-erbt zurück. Sein Herz ward verbittert, von Mut, Leid und Haß erfüllt. Er fühlte sich aus der Gesellschaft, aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen. Da löste ihm schmei-elnd und lodend eine neue Lehre ins Ohr. Die Juden Engels, Marx und Kallale predigten dem Arbeiter den Klassenkampf. Staat und Gesellschaft müßten zerrümmert werden, damit das Proletariat den Staat und die Wirt-schaft in die Hand bekomme. Bundesgenossen in solchem Kampfe seien die Arbeiter der anderen Völker, verbunden durch die gleiche Not und das gleiche Interesse. Weil sich keiner der eigenen Volksgenossen des deutschen Ar-beiters annehme, ergreif er begierig die Hand des Juden, der ihm, scheinbar so brüderlich, entzweie. Und damit waren weite Kreise unseres Volkes entwurzelt, dem wäterlän-dischen, dem Volksgedanken entfremdet und verloren. Ohne zu ahnen, daß der jüdische Führer nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern aus eigenlütigen Grün-den handelte, war gerade der deutsche Arbeiter christlich in seinem Fanatismus. Er allein ist es ja, der an eine proletarische Gemeinschaft aller Völker glaubt und ihr Opfer bringt. Der Engländer, Franzose oder Italiener ist dagegen in erster Linie Angehöriger seines eigenen Volkes, und weit später erst kommt für ihn die Inter-nationalität.

Deutschlands erster Kaiser, Wilhelm der Erste, er-kannte zuerst die Verpflichtung des Staates, sich der Ar-beiterchaft anzunehmen, sie wieder in das Volksganze ein-zugliedern. Auf seine Veranlassung erstand die soziale Gesetzgebung. Die rote Internationale lehnte diese Ge-setze ab. Gewiß waren sie noch nicht vollkommen. Aber besser als nichts waren sie doch. Jeder wirkliche Arbeiter-freund hätte deshalb zunächst dies Erreichbare nehmen müssen, um darauf weiter zu bauen. Für die jüdischen Führer bestand aber die Gefahr, daß sich dann der deutsche Arbeiter mit seinen Brüdern aus den anderen Ständen

versöhnen könne. Dann wäre es freilich mit der Mach-tstellung dieser Führer zu Ende gewesen. Und darum behete man weiter.

In gleicher Weise wurde die deutsche Arbeiterchaft geföhrt gegen die beiden christlichen Konfessionen. Ge-fühliche beider Richtungen vor allem haben Christi Lehre von der Nächstenliebe nicht geerdigt, sondern sie durch die Tat bewiesen. Ihr Wirken ward von Juda wiederum umgelogen und verächtlich, damit der deutsche Arbeiter auch ja nicht über das Christentum sich zu seinem Volke zurückfinde.

Und im anderen Lager wirt derselbe Jude nicht minder verbehdend. Er wies das „Bürgertum“ auf die steigende „Begehrlichkeit“ der Arbeiterchaft hin. Wie er die Ar-beiter zu Organisationen vereine, so rief er das Bürger-tum, das Unternehmertum vor allem, zu Abwehrorgani-sationen zusammen. Damit war der Kampf zwischen beiden Lagern vereint. Und beide fühlten sich sogar noch dem Juden ob dessen Teilnahme verpflichtet. Keiner aber sah das jatanische Hohnlächeln des gemeinsamen Feindes, der sie beide blendete und bändigte.

Es ist also mit den Ständen genau so, wie ein treffendes Wort Friedrich Wilhelms des Vierten den Streit der Konfessionen kennzeichnet. Nach einer Aufführung von Meyerbeers Hugonotten jagte dieser Preußenkönig: „Katholiken und Protestanten schlagen einander den Schädel ein, und der Jude macht die Muski dazu.“ Soll des Juden Spiel in alle Ewigkeit so weiter gehen, oder ist nicht allmählich der Deutsche, sei es auch durch Schaden, so klug geworden, daß er des jüdischen Verwunders nicht mehr bedarf? Wenn Bürgertum und Arbeiterchaft ihre jüdischen Brillen ablegen, dann müßten sie erkennen, daß beide welche zusammengehören. Denn beide arbeiten, nur ist der Bürger und Arbeitsspieler verschieden. Und beide sind Bürger, nicht nur rechtlich und äußerlich als Staats-bürger, sondern auch innerlich durch das gemeinsame Amt, also Glieder desselben Volkes. Nicht das Geringste hindert sie also, sich über den trennenden Alltag brüderlich die Hand zu reichen und die Hand dann auch festzuhalten.

Fort also mit den bloßen Schlagworten von Bürger-tum und Arbeiterchaft! Begraben sei der Bruderkampf, der unser Volk zerfleischt. Jeder Stand achte den anderen. Dann werden Meinungsverschiedenheiten, die sich nie vermeiden lassen, geschlichtet werden, ohne daß man ein-ander nicht die Luft zum Leben gönnt. Und der Jude? Nüchtern wird er trocken. Denn einer Volkseinheit gegenüber kann er nichts anfangen. Nur am fischen Körper gehen ja Parasiten und Schmarotzer, der ge-sunde scheidet sie aus oder läßt sie nicht einmal an sich heran. Wer arbeitet mit, daß unser Volk so gesunde und Volksfrieden einziehe ins deutsche Land?

Erich Hammer.

Stimmen aus Walhall

Sedenntage.

- 1920. 1. 6. Die Frowing Polen wird in Kongress-Polen einverleibt.
- 1916. 2. 6. Eroberung der Feste Vaur und der Befestigungen von Damloup, nordöstlich von Verdun, durch die Deutschen.
- 1915. 3. 6. Preßler wird von den Deutschen und Freireichern zerwidert.
- 1826. 5. 6. Der Tonbildner Karl Maria von Weber in London gestorben.
- 1915. 6. 6. König Ikonjochsch (bis 20. 6.).
- 1840. 7. 6. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gestorben.
- 1626. 7. 6. Der Dichter Paul Gerhardt gestorben.
- 1781. 8. 6. Der Begründer d. Eisenbahnwesens, George Stephenson, geboren.
- 1914. 10. 6. Die Universität Frankfurt a. M. gegründet.

Zum hundertjährigen Bestehen der Gardefülliere.

Die ehemaligen Angehörigen des Garde-Füllier-Regiments veranlassen sich am 4., 5. und 6. Juni in der Reichshauptstadt zur Hundertjahrfeier der in der ganzen Welt bekannten „Maitäfer“. Am 22. März d. V. verschied nach kurzem Leiden der Vorsitzende des Offiziersvereins, Generalleutnant a. D. Ernst v. Hoffst. der letzte Friedens- und erste Feldzugscommandeur, der Mann, nach dessen Willen die Gründung des Maitäferbundes entsprang. Seine letzten Tage und Stunden waren unaussprechlich mit den Gedanken an das Regiment und seine Vereine, an die bevorstehende Jahrbundfeier und das Weiterblühen der Kameradschaft erfüllt. Der große Meerführer rief ihn vor der Zeit zur großen Armee aus. Unter dem Verstorbenen errang das Regiment die ersten Siege vor Namur und an der Aller. Auf dem durch die Geschichte des deutschen Vaterlandes geweichten Boden des Invalidentriebhofs ruht der brave Führer aus. — Im vergangenen Jahre verlor der Regimentsbund auch einige hochberedene und allbekannte Persönlichkeiten: den ehemaligen Oberdruck des Kaisers, Generalleutnant Frei-herr v. Mirbad, Generaloberst Günther Graf von Kirch-bach, Oberhofmarschall Wilhelm von Barbj und den Oberst a. D. und Obervorsteher der Allheiligen Ritterschaft Ernst Buttlar-Elberberg.

Das Garde-Füllier-Regiment löst mit dem Lehr-Infanterie-Regiment zusammen als 6. Garde-Inf.-Brigade im Verbands der 3. Garde-Inf.-Division, einer Division, die zu den bewährtesten und treuesten Truppenteilen des Weltkampfes gehört. In der von Marschall von Bieberstein geschriebenen Einzelbeschreibung „Lütich-Namur“ findet man die ersten Taten von 1914 vorgeführt. Bereits der Vormarsch in die Einschließungstellen Namurs führte die Maitäfer in zahlreiche Kämpfe. Unter Führung des Divisions-Commandeurs, Generalleutnant von Bonin,

brüdten die Gardefülliere am 20. August in Richtung Hingoen-Franc-Waret vor. Bei dem Dorfe Mardovolette kam es zu harten Kämpfen, die bereits erhebliche Verluste brachten. Danach erhielt die 3. Garde-Division den Angriffsabschnitt Otrand de Bois de Fernelmont-Franc-Waret—Strand Grelseje-Charuelle nach Namur. Belgische Infanterie versuchte am 23. 8. einen Vorstoß, aber im Feuer der Garde-Fülliere brach der Angriff reiflos zusammen. Am 1.45 Uhr dieses Tages hieß Fort de Mardovolette unter der vernichtenden Wirkung des Artilleriefeuers die weiße Flagge. Die 6. Kompanie der Garde-Fülliere mit der 6. Kompanie des Belgischen Infanterie-Regiments nahmen gleichzeitig von diesem Werke Besitz. Bereits 5 Uhr nachmittags reißten sich alle Teile der Division in Bouje und den stückigen gelegenen Häuservierteln an der Maas die Hand. — Von den weiteren unglücklichen Geschehnissen des großen Krieges ragt die „Schlacht bei Vlodz“ als besonderer Markstein hervor. Was die Garde-Fülliere mit den Schweltern-Regimentern unter Führung des Divisions-Commandeurs, Generalleutnant von Ekmann, geleistet haben, steht einzig da. In den Häusern von Bebon und vor allem in dem mit höchstem Unterholz bewachsenen Schloßpark hatte sich der Gegner verzandt und überschüttete, selbst unsichtbar, die tapferen Angreifer mit einem verbeerenenden Maschinengewehrfeuer. Den Garde-Füllieren gelang es dennoch, den heimgestrittenen Überberg von Bebon zu erobern. Major von Wulffen berichtet über den weiteren Verlauf der Schlacht: „Sturm auf Felsin“. Mit welchem Ungestüm brachen die Regimente vor — und die Pioniere wetteiferten mit den Maitäfern, in deren Front sie eingesetzt waren, als Kämpfer. — Das war der Osten-sonntag 1914, der seinem Namen entsprach, denn Tausende von deutschen Helden lanten dahin. Heiße Stunden folgten am 23. November bei dem Durchbruch nach Brazzins. General Ekmann mit seinem Stabe, den Vegen in der Faust, kämpfte in vorderster Linie am Bahnwärterhaus von Galtow. Es glühte, den von den Russen um die deutschen Truppen geschlossenen Ring zu sprengen. „Eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges“, wie die Oberste Heeresleitung im Heeresbericht vom 1. Dezember 1914 sagte. Selbst in der Petersburger Wirtschewja Wjedomstschrieb der deutschfeindliche Militärkritiker Schumski: „Eine sehr große Zahl von deutschen Bataillonen, die bis Pzgow und Tuzjan gelangt waren, find unter Zufuhnahme großer russischer Kavalleriemassen von allen Seiten eingekreist gewesen. Diese Truppen haben aber in heldenhaften Kämpfen sich einen Weg durch die Russen gebahnt, was ihnen die adungstosende Bewunderung aller russischen Militärs gewonnen hat.“ — Im weiteren Verlauf der Kriegsgeschichte finden wir die Garde-Fülliere im Karpathengebiet bei der „Kaiserlich Deutschen Südbarmee“ unter General von Sinsingen. Überall standen die braven Maitäfer ihren Mann, auch noch im Jahre 1918. Nach-dem die 3. Garde-Division als Stoßtruppe den Durchbruch durch die englische Armee am 21. März 1918 von Inchy aus über Bapaume mitgemacht hatte, nach zehntägiger Ruhe in 7 Tagemärschen nach Flandern verjohben und in der Kesselklopferei eingesetzt worden war, kam sie für kurze Zeit nach Lothringen südlich Coxeau-Gallins vor Luneville-Nancy. Am 15. Juli wurde die Division

wieder Stoßtruppe, den man östlich Reims einsetzte. Der Hochberg und der Cornilleberg wurden gestürmt. Nach-dem der Angriff an der Bömerstraße zum Stillstand gekommen war, wurde die Division herausgezogen und stand in bauenden, aufreißenden Märgen als Eingreifstruppe rechts und links von Reims in feier Kampfbereitschaft. Es folgte Stellungstampf an der Euppe, um nach Ab-lösung als Eingreifstruppe zum Chemin des Dames be-fördert zu werden. Von hier aus ging es wieder nach der Champagne, um dem französischen Durchbruch bei Almont-Tabure entgegenzutreten. Das Garde-Füllier-Regiment hatte in den folgenden Kämpfen hervorragenden Anteil. Lütz und Litz sind Denkmäler dieser Tage. Nach zehntägigem Großkampf wurde das Regiment nach Wadpault geworfen, von dort in die Argonnen. Am 11. Oktober lagen die Maitäfer in den Höhen südlich Barcourt. Die Geschichtsbücher für alle drei Bataillone war an diesem Tage etwa 50 Gewehre, davon eine Kompanie mit 1 Unteroffizier und 2 Mann! Nach keinem Erfolg konnten aus dem ganzen Regiment 2 Kompanien mit ca. 200 Gewehren gebildet werden, um in Stellung zu gehen. Oberst von Angow als Brigadecommandeur und Major Graf von Goegen als Kommandeur der Garde-Fülliere hatten als Führer die schwere Aufgabe, in fast aussichtslosem Kampfe mit den letzten Getreuen bis zum letzten Atemzuge auszuharren. Drei schwere Tage folgten, wobei die Übermacht der Amerikaner das Regiment von Romagne langsam auf Bantheville zurückdrückte. Aber ein Durchbruch gelang nicht. Auf den Höhen von Bantheville zerstreut lagen die abgemähten, ermatteten und erschöpften Kämpfer in einer Wüste des Grauens und der Hölle grauer Trümmer! So mögen Friedrichs des Großen Krieger am gleichen Tage des 3. November 1760 auf Torgaus falter, moralischer Herbstberde erschöpft ausgerubt haben! Der Regimentsappell am 4. November ergab eine Gesamtstärke von 100 Mann einschließlich der Bagage-bemannung und der Schreiberstuden. Und dann wieder in Stellung mit einem schläglichen und kümmerlichen Ersatz, um den Nützigen zu beden, der in Verschleierung zur Maas-stellung führte. Und dann das schmachliche Ende des Waffenstillstands.

140 Offiziere und 4607 Unteroffiziere und Fülliere besiegelt mit dem Tode den Treueid zum Vaterlande, dem Vorbilde der Großen und Väter von 1864, 1866 und 1870/71 gleich. Die 5. und 8. Kompanie des 5. (Preuß.) Reichswehr-Inf.-Regiments hat die ehrenvolle Aufgabe, die Tradition der hundertzährigen Geschichte zu pflegen, bis wieder der alte Preußenheld die Hasen der Zwietracht vollends verschucht hat.

Sermann Vint.

Sonntag, den 3. Juni 1916.

Im Graben vor Reims.

Verhensung im klaren Himmel, Sonnenglanz auf weiterem. In den hoch gestülpten Blumen Säues eine letzte Spur.

Frieden rings, rings tiefe Stille: Sonntag ist's ja heute früh! Für die Schönheit möcht ich danken. Wem? Oh weh! es! Doch nicht: weil!

Aus dem großen Völkerbunde

Die „Dawesbank“.

Der Beherrscher der Wirtschaft und des Staates.

Immer wieder müssen wir in das deutsche Volk die Erkenntnis tragen, daß wir gar keine „deutsche Reichsbank“ haben, ja, daß wir eigentlich auch schon in früheren Zeiten eine Bank, die dem Reiche gehörte, nicht besaßen. Denn auch die frühere „Reichsbank“ war eine Aktiengesellschaft, Bessler war also nicht der Staat, sondern die Inhaber der Aktien. Immerhin war diese frühere „Reichsbank“ nicht so dem Einfluß der Regierung entzogen, wie das bei der heutigen Bank der Fall ist. Denn früher hatte die Regierung doch die Aufsicht über die Notenausgabe, sie hatte eine wesentliche Kontrolle des Geldverkehrs. Aber trotzdem waren schon fremde Einflüsse vorhanden, wenn wir uns vor Augen führen, daß ein großer Teil der „Reichsbank“-Aktien in Juden Händen war und sogar ein Teil ausländischen Besitzern gehörte, können wir ermaßen, daß schon bei der früheren „Reichsbank“ nicht immer ausschließlich nur die Belange der deutschen Volkswirtschaft berücksichtigt wurden. Ein trasses Beispiel beleuchtet uns dies am besten: Während des Weltkrieges mußte diese „Reichsbank“ den ausländischen Inhabern ihrer Aktien (darunter auch Feinden) treu und brav die Dividenden ausbezahlen, weil das die Satzungen der Bank vorschrieben. War das also eine deutsche Reichsbank? Nein!

Dieses Verhältnis blieb auch nach dem Kriege das gleiche. Bald aber kam eine Veränderung. Denn das Verfallnis diktirte verlangte, daß die bisherige Reichsbank in eine reine Privatbank umgewandelt würde, daß sie also mehr, wie es schon der Fall war, dem Einfluß der Regierung entzogen wurde. Nun war sie eigentlich ganz dem Einfluß des Judentums ausgeliefert worden. Lediglich die Kontrolle der Notenausgabe verblieb der Regierung. Aber die Reichsbank konnte ohne Kontrolle der Regierung jedes Auslandsgeschäft tätigen, besonders sei noch auf die oft recht merkwürdigen Devisengeschäfte der Inflationzeit erinnert.

Seit dieser Zeit bemerken wir dann auch, daß die „Reichsbank“ in immer steigendem Maße selbständige Politik betreibt, und daß sie sogar soweit geht, Maßnahmen gegen die Regierung zu ergreifen. Als Beispiel diene uns die Tatsache, daß diese „Reichsbank“ dem Reichsfinanzler Cuno in den Rücken fiel, als er den Widerstand an der Ruhr durchsetzen wollte.

Dann kam die Zeit der tollen Inflation. Kredite wurden nur nach Willkür der „Reichsbank“ gegeben, die schürfte willfürlich den Geldumlauf immer mehr zusammen, jo daß er schließlich auf 3 Milliarden 600 Millionen Goldmark gegenüber 6 Milliarden im Frieden zusammengekrumpfte.

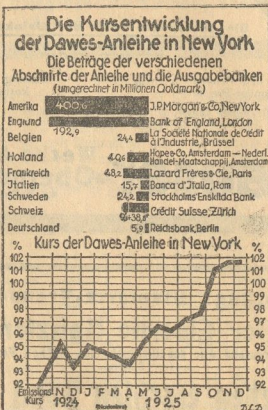
Zu dieser Zeit wurde dann die Währung „stablisiert“. Die Rentenmark wurde eingeführt. Der Gedanke war an sich ein durchaus gesunder. Es wurde eine absolut nationale Währung geschaffen, die je zur Hälfte durch den Grundbesitz der Anbaufrüchte und der Landwirtschaft gedeckt wurde. Diese Deckung geschah durch die zwangsweise Befallung mit einer erstkillingen, auf alle Fälle bevorzugen, Hypothek. Die „Rentenbank“ gab die neuen Geldscheine heraus, während das gesamte Geldgeschäft weiterhin über die Reichsbank geleitet wurde. Die Rentenbank gab Kredite zu 6 Prozent Zinsen, diese waren aber niemals unmittelbar von der Rentenbank zu erhalten, sondern erst zu 7 Prozent und mehr über die „Reichsbank“. Selbst die Regierung, die Post, bekamen Kredit nur auf dem Umweg über die „Reichsbank“.

Während der Inflationzeit wurde die Geldnot durch die „Reichsbank“ dadurch ausgenutzt, daß sie Zinsen in jeder beliebigen Höhe verlangte. Auch nach der „Stabilisierung“ blieb es im allgemeinen bei Zinsfragen, die man unter anfänglichen Geschäftselementen mit Wucher bezeichnete. Was war ist dagegen zu tun? Gar nichts! Denn wir haben bis zum heutigen Tage noch keinen Wucherparagrafen. (Vieler wurde bekanntlich in der Inflationzeit abgehängt!) Wir sehen, daß mit der neuen Rentenabwertung immer wieder Geschäfte getätigt wurden, die niemals der deutschen Volkswirtschaft, sondern einzig und allein den Banken zugute kamen. Also auch diese nationale Währung wurde gerade durch die Zwischenstellung der „Reichsbank“ absolut der Wirtschaft entzogen und verfehle damit ihren Zweck. Immerhin hatte uns die Rentenmark von der Diktatur des Geldes befreit. Wir hatten uns eine eigene, unabhängige Währung geschaffen, die uns weder ausländische Gewaltmaßnahmen, noch die internationale Börse untergeben konnten. Die Rentenwährung in der Hand einer volksbewußten nationalen Regierung war ein Kampfmittel, das uns unabhängig vom Weltkapitalismus machen konnte. — Und darum mußte sie verschwinden!

Möglichst tauchte da ein neuer Plan der Weltfinanz auf: Am Anfang des Jahres 1924 kam die „Sachverständigenkommission“ nach Deutschland, um die gesamte „Reparationsfrage zu regeln“. Sie bestand aus Beauftragten der New Yorker Bankjuden, insbesondere der Morgangruppe, unter Führung des sogenannten „Generals“ Dawes. Diese merkwürdige „neutrale“ Kommission verwarf dann das berüchtigte „Sachverständigengutachten“, das als Grundlage für das Dawesdiktat diente. Diese Beauftragten verlangten nun in ihrem Gutachten die Schaffung einer neuen, internationalen Währung mit Goldbedingung. So entstand dann unsere heutige sogenannte Reichsmark. Die bisherige „Reichsbank“ und die Rentenbank sollten in der neu zu gründenden „Goldbank“ aufgehen. Das Notenprivileg wurde dieser neuen Bank auf 50 Jahre übertragen. Eine bewußte Täuschung war es, diese neue Bank ebenfalls „Reichsbank“ zu nennen, denn diese hatte nun tatsächlich

nichts mehr mit dem Reiche und der Regierung zu tun, als unferen Arbeitsertrag aufzulauken und ihn in fern Feinden zu überwiegen. Das Dawesdiktat Artikel VI Absatz 5 offenbar uns ganz offen das Wesen der neuen Bank. Da heißt es u. a.:

„Wie die gegenwärtige Reichsbank, wird die neue Bank als Bank der Banken dienen, indem sie die sichersten kurzfristigen Wechsel redestioniert und so den amtlichen Diszontsatz festsetzt. Sie wird die Depots der deutschen Regierung in Verwaltung nehmen und den Dienst des Schatzamtes übernehmen. Sie kann der Regierung kurzfristige Anleihen vorstrecken, aber Betrag und Art dieser Anleihen sind streng begrenzt, und die Gewährung solcher Anleihen ist von deren sorgfältiger Sicherstellung abhängig. Die deutsche Regierung soll an dem Gewinn der Bank teilhaben, aber die Bank soll vollkommen frei von Regierungskontrolle und -Eimischung sein.“ Da liegt der Saie im Pfeffer! Die deutsche Regierung hat der Bank überhaupt nichts zu sagen, nur zahlen darf sie. Dafür hat sie dann Aufsicht, auch gelegentlich eine Prämie oder sogar wir besser, Besetzungsgelder, zu erhalten.



Die Kursentwicklung der Dawes-Anleihe. Es versteht sich, einmal die Kursentwicklung der am 15. 10. 1924 aufgetragenen deutschen Auslandsanleihe, der sogenannten Dawesanleihe, zu betrachten, aus deren Ergebnis in Höhe von rund 801 Millionen Mark bekanntlich der Hauptanteil der deutschen Reparationsverbindungen zu ersten Dawesjahr bestritten wurde. Der Kurs hat sich beträchtlich über den Ausgabekurs erhöht, und die Anleihebesitzer haben ein gutes Geschäft gemacht, zumal die Schuldverreibungen noch mit 7 Proz. jährlich verzinst werden. Der Fälligkeitstermin der Schuldverreibungen ist der 15. 10. 1949, sofern sie nicht vorher getilgt worden sind.

Um mit dem Wesen dieser neuen Bank (die wir zum besseren Verständnis die Dawesbank nennen wollen) vertraut zu werden, ist es notwendig, daß wir uns den Aufbau näher ansehen.

Artikel VI Absatz 6 des Dawesdiktats sagt: „Die neue Bank soll verwaltet werden von einem deutschen Präsidenten, einem deutschen Verwaltungsrat, der, wie im Falle der Reichsbank (damit ist die frühere gemeint), von einem beratenden Ausschuß unterliegt werden kann. Neben diesem deutschen Verwaltungsrat soll ein zweiter Rat, der sogenannte „Generalrat“ heißen, der aus sieben Deutschen und aus sieben Ausländern bestehen soll. Folgende Nationen sollen durch je ein Mitglied vertreten sein: Britisches Reich, Frankreich, Italien, Belgien, Vereinigte Staaten, Niederlande und Schweiz. Dieser „Generalrat“ wird umfassende Befugnisse in solchen Angelegenheiten der Organisation und Tätigkeit der Bank erhalten, die die Interessen der Gläubigergenerationen berühren können. Eines der ausländischen Mitglieder des „Generalrats“ wird den Titel „Kommissar“ erhalten. Er wird darüber zu wachen haben, daß die Bestimmungen über die Notenausgabe und die Aufrechterhaltung der Bankreserven nicht verletzt werden. Bei Entscheidungen des „Generalrats“ soll eine Mehrheit von zehn der dierzehn Mitglieder erforderlich sein, sofern nicht sowohl der Präsident, wie auch der Kommissar in der Mehrheit enthalten sind, wobei eine einfache Mehrheit genügt.“

Heber die sieben Ausländer im „Generalrat“ wollen wir kein Wort verlieren. Das sind jeweils Feinde. Wer aber sind die sieben deutschen Vertreter?

Kemp-Hagen-Klein, J. von Mendelssohn-Berlin, P. von Schwabach (i. Sa. Reichardt), Karl Fürstberg (Inh. der Berliner Handels-Gesellschaft), A. Salomonson (Inh. der Diskontogesellschaft), Max Warburg, Hamburg, und Oskar Wassermann.

Wir finden da also den gesamten ägyptischen Hochadel verlammet! Und das nennt man dann deutsche Vertreter! Nun sehen wir also schon deutlich, in welchen „bewährten“ Händen die Geschäfte des deutschen Wirtschaftsebene liegen. Der Präsident der Dawesbank ist Herr Dr. Schacht, der bisherige Präsident der früheren „Reichsbank“.

Was hat nun diese Dawesbank für die deutsche Wirtschaft getan?

Der Notenumlauf des letzten Geschäftsjahres (also des ersten Dawesjahres) betrug 2,7 bis 2,8 Milliarden Reichsmark. Die Goldbedingung betrug nach dem Geschäftsbericht der Dawesbank aber nicht 33 1/2 Prozent, sondern 60 Pro-

zent. Warum wurde demnach der Geldumlauf nicht vermehrt? Es konnte doch, ohne die Währung zu gefährden, ein weiterer Kredit von mindestens rund einer halben Milliarde gegeben werden. Das geschah aber nicht. Denn dann hätte das so einträgliche Wechselgeschäft eingeschränkt werden müssen. Die Wirtschaft erhielt das Geld erst auf Umwegen. So kam es, daß die Dawesbank mit dem Gelde des deutschen Volkes in geradezu ungläublicher Art wuchern konnte. Der Geschäftsbericht gibt auch darüber Aufschluß:

Die Dawesbank erzielte bei einem Aktientapital von 90 Millionen Reichsmark einen Nettogewinn von 123,4 Millionen! Davon flossen 25,4 Millionen in den Reservefonds, 55,6 Millionen erhielt das Reich als Gewinnanteil (als Belohnung) und 42,4 Millionen erhielten die Aktionäre. Diese begünstigten sich aber in ihrer „Bescheidenheit“ mit 10 Prozent Dividende, statt 47 Prozent einzufordern, und führten die restlichen 33,4 Millionen einem „Reservefonds für zukünftige Dividendenzahlungen“ zu. — Die Finanzidentität hat also für Geschäft gemacht, ob das deutsche Volk dabei darby, das ist ja gleichgültig, denn niemand ist ja dem deutschen Volke Rechenschaft schuldig! Das deutsche Volk selbst ist ja schuld daran, denn es nahm freudig das Dawesdiktat an und lieferte damit vollständig seine Finanzhoheit dem jüdischen Weltkapitalismus aus. Die Dawesbank betreibt also eigene Politik, sie beherrscht die Wirtschaft und den Staat. Weder Wirtschaft noch Staat können sich von der Kette frei machen, solange Ausländer und internationale Juden deutsches Finanzhoheit in Händen haben. Der Weltkapitalismus jagt erst alle erreichbaren Werte der deutschen Volkswirtschaft auf, verschafft sich daraus riesige Liebeschüsse und gibt diese dann hinterher, also nachdem sie der Wirtschaft entzogen sind, zu Wucherzinsen wieder als Kredite zurück. Dadurch wird erreicht, daß alle die kreditbedürftigen Unternehmungen, heute also alle, sich dem Weltkapitalismus verpflichten müssen, und andererseits wird durch das Verschaffen der kurzfristigen Kredite die Wirtschaftsentwickelung gefördert und durch den immer weiteren Mehrbedarf an Krediten der Zinsfuß gewaltig gesteigert. Und das hat der jüdische Weltkapitalismus alles durch das Dawesdiktat und der jetzigen Dawesbank erreicht. Die Dawesbank beherrscht als Beauftragter der Weltfinanz Wirtschaft und Staat. Deutsche Volkstrust, deutscher Wirtschaftsertrag kommt nicht mehr dem deutschen Volke zugute, sondern fließt in immer steigendem Maße durch die ungeheure Zinsnechtheit in den Taschen des Weltkapitalismus.

Robert Kessler.

Englische Intrigen in Ostafrika.

Unter der Überschrift „Was geht in Ostafrika vor?“ veröffentlichte vor kurzem der „Kolonialdeutsche“ einige Aufsehen erregende Meldungen aus Ostafrika, die ein helles Licht auf die heutigen Verhältnisse in unserer ehemaligen Kolonie werfen. Von London aus wurden im vergangenen Jahre zwei für Deutschland günstige Dekrete erlassen: die Einreiseerlaubnis für Deutsche und die Freigabe von Landwerb. Diese Zugeständnisse der englischen Regierung scheinen jedoch die Mandatsverwaltung in Tanganika-Territory oder andere deutsch-feindliche Kreise durchkreuzen zu wollen. Es werden systematisch Gerüchte verbreitet, nach denen Deutschland nicht beabsichtigt, in der Entwicklung der farbigen Welt mit England an einem Strang zu ziehen; sondern mit den Schwarzen zusammen gegen England aufzutreten; die neuerdings nach Ostafrika zurückgetriebenen Deutschen sollen Verhöhnungen der Schwarzen gegen die Engländer angezettelt haben. Fälligherweise als in Deutschland hergestellt bezeichnete Anstiftungspläne werden unter den Eingeborenen verbreitet, die farbige gemeinam mit weißen Frauen abhauen, dadurch soll der Einbruch erreicht werden, daß Deutschland seine frühere Auffassung von der Geltung der Weißen gegenüber den Farbigen aufgegeben habe und nun mit den Schwarzen gegen die Engländer zu kämpfen bereit sei. Deutschen Firmen wird nachgesagt, daß sie die Kreditverhältnisse in Ostafrika absichtlich, und zwar mit von der deutschen Regierung zur Verfügung gestellten Mitteln, zu stören beabsichtigen hätten. Die ganze jetzige Einstellung Deutschlands in der Kolonialfrage zielt darauf ab, wiederum als Gegner Englands in der Seeherrschaft und im Weltband auftreten zu können.

Diese Gerüchte sind für uns um so bedenklicher, als zu gleicher Zeit aus Ostafrika die Nachricht kommt, daß die Mandatarregierung jetzt eifrig bemüht ist, alles verfügbare, für Anliefer geeignete Land in den klimatisch günstig gelegenen Hochländern an Nichtdeutsche, vorzugsweise an Engländer zu verkaufen. Bei einer im Herbst vorigen Jahres in Angwe (Bezirk Lanenburg) abgehaltenen, von Vertretern aus Nord-Rhodesien, Ostafrika, Tanganika-Territory und Kenia beendeten Versammlung ist zu dem Punkte der Tagesordnung: „Wie der Rückwanderung nach Ostafrika am zweckmäßigsten entgegenzuwirken werden könne“ der Beschluß gefaßt worden, der Regierung zu empfehlen, die Besiedlung der klimatisch einwandfreien Hochländer von Dringa und Neu-Lanenburg nur durch englische Kolonisten zu fördern. Infolge dieser Mahnung haben auch in diesen Gebieten neuerdings ausgebeutete Landverkäufe seitens der Mandatsregierung zu besonders günstigen Bedingungen an Engländer stattgefunden; den Käufern ist dabei ausdrücklich die Bedingung auferlegt worden, daß die Besitztitel nur mit Zustimmung der Regierung übertragen werden dürfen — eine deutsche Spitze gegen die deutschen Zuwanderer. Die Regierung will diese offensichtlich vor die Tafsache stellen, daß alles in Frage kommende Land bereits verkauft ist. Alle diese nur gegen Deutschland gerichteten Maßnahmen erfolgen unter dem Zeichen des Vertrages von Locarno.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kloppe. Verantwortlich für den Inhalt Paul Gehring; für die Unterhaltungsbeilage Paul F. Berner. Schriftleitung Mittelstraße 11/13. Verlag und Druck Hermann & Schönlank, Friedrichstraße 10, Berlin.



Willibald Alexis

Vaterländische Romane

Herausgegeben von Ludwig Lorenz und Adolf Bartels

(Hesse & Becker Verlag, Leipzig)

Die einzige vollständige Ausgabe in nachstehend aufgeführte 10 Bände eingeteilt

In Ganzleinen Rm. 45.— / In Halbfranz Rm. 70.—

Die Bände sind einzeln auch in der weitverbreiteten Sammlung „Romane der Weltliteratur“ erschienen:

Der falsche Woldemar / Der Roland von Berlin

Jeder Band in Ganzleinen Rm. 5.—, in Halbfranz Rm. 7.50

Die Hosen des Herrn von Bredow / Der Wertwolf

Jeder Band in Ganzleinen Rm. 4.—, in Halbfranz Rm. 6.50

Dorothee In Ganzleinen Rm. 4.50, in Halbfranz Rm. 7.—

Cabanis, 2 Bde. In Ganzl. Rm. 8.—, in Halbfrz. Rm. 13.—

Hegeimm In Ganzleinen Rm. 5.—, in Halbfranz Rm. 7.50

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, 2 Bände

In Ganzleinen Rm. 10.—, in Halbfranz Rm. 15.—

Willibald Alexis, ein Geistesverwandter des glühenden Vaterlandsfreundes Theodor Fontane, hat in seinen Romanen die wichtigsten Zeitabschnitte der deutschen Geschichte in packenden Bildern vor unsere Seele gezaubert. Spielen seine Werke auch in Brandenburg-Preußen, so geht doch das ganze Deutschland an, was er gestaltet. „Denn“, sagt er einmal selber, „was Brandenburg litt, das litt das Deutsche Reich auch“. Alexis darf in seiner ganzen Art ein praeceptor Germaniae, ein Lehrer Deutschlands, genannt werden: er kann ein zerrissenes, in Parteien zerklüftetes Geschlecht lehren, was das Vaterland bedeutet. Darüber hinaus ist er ein ganz ausgezeichneter Erzähler, der die Kreise der Kleinbürger ebenso genau kennt wie die des Hofes und des Adels. Er ist auch ein Meister des Humors: namentlich in den „Hosen des Herrn von Bredow“ und in „Cabanis“ macht er den Leser des öfteren herzlich lachen.

Kurz, wer sich in seine Romane hineinliest, wird sie bald nicht mehr missen wollen.

Beachten Sie bitte die Rückseite!

Dem nationalen Erzähler Willibald Alexis gebührt ein Ehrenplatz in der deutschen Hausbücherei!

Aber den Inhalt seiner Romane:

Der falsche Woldemar

Der Roman, den ein so strenger Beurteiler wie Friedrich Hebbel mit hohem Lobe bedacht hat, schildert überaus packend und lebhaft die Machenschaften eines Betrügers, der sich für den Markgrafen von Brandenburg ausgibt. Eine große Feinheit ist es, daß Alexis diesem Betrüger auch einnehmende Züge verliehen hat, so namentlich eine innige Heimatliebe. Eine treffliche Charakterstudie hat der Dichter in Karl IV., diesem gemütslosen, kalt-berechnenden Fürsten geliefert, der dem Treiben des falschen Woldemar ein Ende macht.

Der Roland von Berlin

„Der Roland von Berlin“, eine der besten Schöpfungen des Dichters, führt uns in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Die Zwistigkeiten der beiden Städte Berlin und Köln sind ebenso greifbar lebendig dargestellt wie ihr Troß gegen den Kurfürsten Friedrich II. Dieses Buch wirkt mit der Gewalt alter Chroniken, und es ist nichts Gemachtes oder Gefünsteltes in ihm. Ganz besonders gelungen sind die zahllosen kleinen Sätze, die uns das Berlin des 15. Jahrhundert so vertraut machen, als lebten wir mitten unter seinen Bewohnern.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Die Fragen des ausgehenden Mittelalters sind es, die uns in diesem köstlichen Buche nahegebracht werden. Die Kämpfe des Kurfürsten Joachim I. Nestor mit den widerspenstigen Raubrittern bilden den großen geschichtlichen Hintergrund. Unter den Gestalten gehört des Dichters (und des Lesers) Liebe vor allem dem Ritter Götz von Bredow und dessen Gattin Brigitte. Von jeher hat man das Werk mit Fug und Recht zu den fein-humoristischen Büchern gezählt: es verbreitet das stille Behagen, das von allen wahrhaft fernigen Erzählungen ausgeht.

Der Werwolf

„Der Werwolf“ schließt sich unmittelbar an „Die Hosen des Herrn von Bredow“ an, ist aber ein völlig abgerundetes, für sich allein verständliches Werk. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Reformation mit ihren kraftvollen Befehlern, die Reformation, deren Geist der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg nicht begreifen kann. Durch das ganze Buch tönt das Lachen des „Werwolfs“, eines spottlustigen Ritters, dessen Scherze den Roman so prächtig einleiten. Das ganze Buch ist einer der besten Romane über das Zeitalter der Reformation.

Dorothee

In diesem großangelegten Werke ist das Zeitalter des Großen Kurfürsten geschildert und der Aufstieg Preußens zu einer europäischen Macht. Es ist die Epoche der großen Abenteurer, der Alchimisten und Schwindler, der Hofintrigen und der Gewaltmenschen. Neben dem alternden Kurfürsten steht dessen zweite Gemahlin Dorothee. Eine köstliche Mädchengestalt, ebenbürtig den besten Frauenbildern Gottfried Kellers, ist das Findelkind, das gleich der Kurfürstin den Namen Dorothee führt, und dessen Schicksale geschickt und spannend wiedergegeben werden.

Cabanis

Der berühmte Fredericus-Roman! Friedrich der Große selber tritt nur selten die Szene; wo er aber auftritt, ist er bedeutend, gebieterisch, wahrhaft königlich. Und ein Schatten lagert über dem ganzen Buche. Die schweren Zeiten des 7-jährigen Krieges sind mit unerhörter Meisterschaft lebendig gemacht. Wundervolle Charakterbilder hat Alexis in der Gräfin Eugenie und ihrer Freundin und Gesellschafterin Amelie gezeichnet. Seinen Titel hat das Werk von dem Marquis von Cabanis, einem reichen Abenteurer und Projektmacher, einer überaus seltsamen Figur.

Isesgrimm

Isesgrimm — das ist der Major von der Quarbitz, ein Edelmann von echtem Schrot und Korn. Wie dieser grundehrliche Vaterlandsfreund die böse Franzosenzeit durchlebt, wie er sich mit der Einquartierung abfindet, wie er immer wieder auf bessere Tage hofft, und wie diese Hoffnung schließlich in Erfüllung geht — das ist mit einer Herzenswärme erzählt, wie sie nur ein so ferniger und treuer Mann wie Alexis aufbringen konnte. Das Buch ist im wesentlichen Familienroman, aber mit großem Geschick hat es der Dichter verstanden, stets die Geschichte der alten Welsfamilie mit denen des Vaterlands zu verknüpfen.

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht

Dieses große Romanwerk läßt die Zeit vor dem Zusammenbruch Preußens (1804—1806) vor unserem geistigen Auge erstehen. Hunderte von Gestalten werden uns vorgeführt, einerseits dem Hof, dem Adel, der Armee, andererseits der Hoffinanz, der Diplomatie wie dem Intriganten- und Abenteuerertum angehörig. Frömmerei, Romantik, Literatur (Jean Paul) zieht sich mit hindurch. In der Hauptsache spielt der Roman in Berliner Salons, aber es sind auch packende Straßenszenen vorhanden. Ergreifend ist die Gestalt der Königin Luise; die Königin, die den Ausgang des Romans beherrscht, macht einen imponierenden Eindruck. Sie ist die Verkörperung alles Guten, was noch im Volke lebte.

45) Von der Verlagsanstalt Emil Abigt Nachf., Leipzig, Gutenbergstraße 2, erbittet d..... Unterzeichnete gegen sofortigen Ausgleich — gegen Monatsraten beginnend am (Postcheckkonto Leipzig, Nr. 56868)

Genaue Adresse:

(Bitte recht deutlich schreiben!)

Bischofsweber (Beispfänger). Am vergangenen Sonntag unternahm der Ausflugsverein unserer Wehrmännchentruppe in Gärte von 42 Mann seine erste Frühjahrsausfahrt. Der Weg führte über Gangenwald-Sorbenwald nach Wechmar, wo die erste Rast gehalten wurde. Von der markanten Höhe 133, hart an der Landesgrenze gelegen, hatte man bei dem sonnigen Frühlingsoffer einen herrlichen Überblick auf deutsches Land bisletzt und jenseits der Grenze. Aus der Ferne grüßten die Gärten Bischofswebers, Frensfeld und Seßen (jetzt Polen), dasjammern amnliche Dörfer und Gitter, und gegen Frühlingssgrün umrahmt. Weiter führte der Weg, der auf einige Kilometer die Landesgrenze bildet, über Wellingswalde nach Hirschhof. Der hier etwa 15 Kilometer lange Landweg wurde, trotz des nur wenigen hohen niederragenden Regens, mit Leichtigkeit überwunden. Im Frensfeld wurde eine etwas längere Rast gemacht und dabei Fühlung mit den Kameraden der dortigen Ortsgruppe genommen. Geleitet durch den mitgenommenen Landwirt, wurde der Heimweg angetreten. Auch ledianlängiger Fahrt langten wir in gefühllener Ordnung in unserem Heimatort an. Allen Teilnehmern wird diese Fahrt wohl in angenehmer Erinnerung bleiben, da sie doch die Liebe und Freude zur Natur und zur eigenen Heimat aufs neue genieselt. Am Himmelstages abnahm der Ausflugsverein unserer Wehrmännchentruppe seine zweite Ausfahrt. Der Weg führte diesmal, vom herrlichen Maierentweg beginnend, über Groß-Peterwitz, Traupel, Bönitz nach Wogau, wo eine kurze Rast gemacht und der dortigen Ortsgruppe ein Besuch abgeleistet wurde. Dann ging es weiter über Frensfeld und Frensfeld zum Frensfelder Walde. Dort hatten sich inzwischen die übrigen Kameraden und die Pilotgruppe, die in statlicher Fahrt ihre erste Maierentwertung angetreten hatte, eingefunden. Bald ergriffen auch der Frensfelder Wehrwolf mit freudigem Begehrte begrüßte. Auf dem schönen, freien Waldfeld entwickelte sich nun ein reges Treiben. Bei Gelang, viel und Sport bezuglichen in Stunden die zu löndel. An dem verapilten Waldlauf liegen im 1000 Meter-Lauf die Wehrwölfe Alfred Pöhlitz, Eduard Schenke (2) und Hermann Soufer (3). Von der Pilotgruppe gingen im 500 Meter-Lauf die Opferfahnen Eriotte Glanzer, Anna Kowolitz und Innes Schindler als Siegerinnen durchs Ziel. Als Preise waren je eine Sporttasche, ein Paar Tennisschuhe und ein Preispreis ein Paar ber Olyp. Drogenherb-Posterie ausgelegt worden. Was mühte an den Heimweg gebacht werden. Doch nur schwer trennte man sich von dem schönen Wald. Teils mit der Bahn, teils per Rad und Wagen fanden sich alle Teilnehmer, befristigt von dem so harmonisch verlaufenen Ausflug, wieder zu Hause ein.

Briefkasten

S. A. Neudburg. Wenn das Neudburger Tagblatt schreibt: „Die Geburt der neuen Wehrwölfe.“ Zu einem ungewöhnlichen Zusammentritt führte der Gang eines Heißhohes an der Mühle von Mellina. Das Tier, das zur Geltung der lebendige Junge zur Welt bringen konnte gehörte, hatte den Einrad angefaßt, um dort seine schwere Stunde zu erwarten. Auch bei diesen Angelegenheiten des Meeres

Willibald Meris' vaderländische Romane.

Im zweiten Teil seiner „Kesselfieber“ (1828) kommt Deine auf Walter Scott zu sprechen und sagt, Scott erweise ihm in jedem seiner Werke das Herz. Man berührt er die ersten Arbeiten des Dichters Willibald Meris, erkennt ihnen „Geistes- und Weisheitsreichtum“ an und meint, Meris wäre wohl inständig, „uns die teueren Momente deutscher Geschichte in einer Reihe historischer Novellen vor die Seele zu führen.“ Das hat Willibald Meris später wirklich getan, und wenn er auch brandenburgisch-preussische Geschichten erzählt, so sind es, wie er selber einmal sagt, doch deutsche und Geschichten. „Denn was Brandenburg list, das list das Deutsche Reich aus.“ Willibald Meris steht in jeder ganzen Art viel höher als Walter Scott. Scott bleibt doch meist im „Lehrbuchlichen“ stehen; Meris ist ein Panoramist der Mittelzeit. Die Menschen tragen wenig individuelle Züge, sind vielmehr hart gleichförmig. Meris stellt viel mehr eigenartige Charaktere auf die Bühne: thörische Maronen, seltsame Frauen, Abenteuerler und Seelentäter, leidliche Mädchen, reife, tüchtige Frauen, Intrigantinnen und Missethäter. Meris stammte zwar aus Breslau, lebte aber viele Jahre in

berührt sich der Geburtsort auf schweren Schwestern. Die Maronen, die den Hof bemerkt hatten, waren herangekommen, verurteilt und erschossen. Der durch Bräutigamshilfe und Mägen so dem. Es waren nicht wenig erachtet, als aus dem Geb des gewaltigen Angehebers nicht weniger als 107 Stück kleine Häufchen herauszogen. Es ist zu hoffen, daß die kleinen Jungfrauen einmal später die Freiheit der Luftschiffen, um dem Neudburger Tageblatt ein mehrstimmiges Hoch auszusprechen.

Ortsgruppe aus. Ihre Verstellung kann vom Verlag nicht ausgeführt werden, da nicht ersichtlich, zu welchem Verlage diese Ortsgruppe gehört. Um habige Nachricht an den Wehrwolf-Verlag, Halle a. S., Mittelstr. 11/13, wird gebeten.

Bücherbesprechung

Ludwig Ziehen, Bismard, Wehrbuchhandel, Berlin. Preis 1 80 M. In diesem Buch gibt Ludwig Ziehen ein Überblick zu dem bekannten Bismardfilm. Alle, die den Film gesehen haben, werden sicher das Bedürfnis empfinden, die Handlungen mit ihren geschichtlichen Begleiterscheinungen noch einmal in ausführlicher geschichtlicher Darstellung nachvollziehen zu können. Gottlieb Klee. Deutsche Literaturgeschichte, Verlag J. Neumann, Leipzig. Dies Buch erhebt bereits in 24. Auflage (164—173. Tausend), ein gewiß herverragendes Zeiden seiner Beliebtheit. Was das Buch auszeichnet, ist nicht nur die Darstellung, sondern vor allen Dingen die Form, die das Buch nicht schmalzweckhaft, sondern besonders auch für den Selbstunterricht und die eigene Weiterbildung als eines der besten Handbücher erheben läßt. Major a. D. R. Eugen v. Frauenholz, Aeberebild über die Geschichte des Weltkrieges, Verlag von H. Oldenbourg, Berlin und München. Preis 3 50 M. Die bisher erschienenen Geschichten des Weltkrieges sind vielfach zu teuer, als daß ihre Anschaffung für jeden Kameraden möglich wäre. Hier versucht der Verfasser in knapper, aber erschöpfender Form uns eine Geschichte des Weltkrieges zu geben, und man kann seinen Versuch nur als wohlgelungen bezeichnen. Ferner gingen ein: Karl Müllius. Was Deutschland in Südtirol, Verlag Herrn. Meyer & Söhne, Langensalza. Friedrich Anderten. Der richtige Jesus, Alfred Roth-Verlag, Stuttgart. Freiherr Franz v. Bodelschwingh, Herr macht uns frei, Neben zu Deutschlands Schicksalsfrage, Verlag von Th. Weichert, Leipzig. Der Weltkrieg, mit einem besonders interessanten Artikel „Der rote Faden in der Freimaurerpolitik der Gegen-

wart, von Karl Heise, Zürich, und Alfred Rosenberger. Deutscher Volkswortlag Dr. C. Hoeppele, München. Elfaß-Land, Monatschrift für Heimatkunde und Touristik, Verlag Elfaß-Land — Lehngring Deimat, in Gueßwiller. Zu haben bei Alberi Neubert, Halle a. S., Poststr. 7, Buch- und Kunsthandlung.

Geschäftliches.

Willibald Meris' vaderländische Romane gehören zu den besten Erzeugnissen des deutschen Schrifttums. Sie geben so etwas wie eine Geschichte des deutschen Geistes und sind zudem außerordentlich unterhaltend. Die Firma Heise & Becker Verlag, Leipzig, die sie suchen herausgegeben hat, setzt damit allen nationalen Kreisen eine Fülle allerersten Lesestoffes in geradezu vorbildlicher Ausstattung dar. Wir empfehlen im übrigen auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt.

Kerlederkoppelein. Wehrwolfeschloss, vor-
schriftlich 1/2 cm, feldgrau Mk. 3,70
 do. Messing „ 4.—
Kerlederschulterriemen, vor-
 staltbar, m. 2 Schlaufen „ 1,50
Kerledertacktasche „ 0,50
Tornister, neu, m. neuen Tragr. „ 4,75
Brotbeutel, neu, mit Band. „ 3.—
Feldflasche, neu, m. 0,90
Wehrwolf-Mützen nach Vorsch. „ 3,25
Wandjacken, feldgr., n. Vorsch. „ 15.—
 schnell und billig. Versand gegen Nachnahme.
Kamerad G. Sailer, Dresden, Neugasse 30.
 Telephone 12583. Postcheckkonto Dresden 21801.
 Ortsgruppen und Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Vornehmes Konditorei-Kaffee der Neustadt
PARSIFAL
 Dresden-N. / Ecke Bautzner- und Kurfürstenstraße
 Fernsprecher 14670 / Inhaber A. Mehthorn

Berlin und ist in seinem Denken und Fühlen echt märkisch, darin ein Vorläufer und teilweise ein Vorbild Theodor Fontanes. Seine Romane umspannen die brandenburgisch-preussische Geschichte von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zu den Freiheitskriegen, sind jedoch nicht nach einem einheitlichen Plane erdacht und nicht in der Reihenfolge erschienen, die ihnen chronologisch zukommt. Der salische „Baldemar“ (1842) bringt in der Person des angeblich wieder auferstandenen Markgrafen von Brandenburg zur Zeit Karls IV. eine fast unmissbare Gestalt, die durch ihre lebensvolle Liebe zur Mark einen menschlich-übrenden Zug erhält. Es spricht für die Güte des Wertes, daß ein so strenger Beurteiler wie Friedrich Heibel es eine großartige und echt historische Schöpfung nennt. An die Mitte des 15. Jahrhunderts führt uns „Der Soldat von Berlin“ (1840). Die Hauptgestalten der beiden Städte Berlin und Köln a. d. Spree werden ebenso padend dargestellt wie ihr Troß gegen den kaiserlichen Friedrich II. Die Probleme des ausgehenden Mittelalters werden uns nahegebracht durch die beiden Werke „Die Hohen des Herrn von Breslau“ (1840) und „Der Sternkopf“ (1848): einmal handelt es sich um das Raubritterwesen und dann um die Reformations, deren Bedeutung fürstlich Joachim I. von Brandenburg nicht zu erkennen vermag. Die Gestalt des Großen Kurfürsten und die seiner zweiten Gemahlin beherrschten den Roman „Dorothea“ (1856), dem man zwar als einem Intrigenroman mit dem gleichen Wert zusprechen darf, wie den übrigen Werken des Dichters, der aber in

dem Hinfälligen Dorothea ein amnütiges und liebenswürdiges Geschöpf vor unsere Seele zaubert, ein Geschöpf, das den besten Frauenbildern Gottfried Keller's ebenbürtig ist. Wie Preußen erklarte und sich gegen seinliche Übermacht behauptete, schildert Meris in „Samobis“, einem seiner frühesten, aber lebensfähigsten Werke. Das Buch, das nach einem unüberwindlichen abenteuerlichen Marquis genannt ist, zeigt in dem Spiegel eines Einzelnebens die Jähren Jahre der Kriege Friedrich's des Großen. Die Zeit vor dem Schlammensburger Bräuereien (1804—1806) wird lebendig in dem großen Werke „Rube ist die erste Bürgerpflicht“ (1852); die böse Franzosenzeit, aber auch den Geist der Freiheitskriege, spiegelt „Aegirium“ (1854) wieder. Dieser große Roman-Postill list focher, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Hörsing und Adolf Bantels, in 10 stattlichen Bänden erschienen (Leipzig, Heise & Becker Verlag, Geb. 45 M.). Es list dies die erste vollständige Gesamtausgabe des bedeutenden Wertes, das in mancher Hinsicht an Gustav Freytags Romane erinnert, sie gerabe ein Teilstück dieser vollständigen Romane genannt werden darf. Ein Verzicht der beiden Schriftsteller auf unfruchtbar, aber jensel darf gesagt werden, daß Meris an Erfindungsgehalt und poetischer Kraft Gustav Freytags keineswegs nachsteht, mag auch der äußere Erfolg für die „Athen“ einfließen haben. Karl Duesel.

Gegründet 1905

Gemeinnützige für Beamte und

Gemeinnützige des Textes, Knecht, Beilken, Wader, Kranzenthau und Operationskosten, Wochenhilfe, Jahreshandlung, Wunden, Kranzengeld und Sterbegeld 2400. Aufnahmezeit: Entschloffen bis 60, Rinder von 4, bis 21 Jahren.

Freie Arztwahl

Wonnabtrag: Ohne Familie 6 Mark, mit Familie 11 Mark. Ausnahmen und Ausfälle durch die

Geschäftsstelle Dresden, Schloßstraße, im ehem. Residenzschloß der Verleierungs-Anstalt für Beamte und freie Berufe, S. A. u. in Beitz

Krankentasse freie Berufe

Stellenmarkt.

Junger Maurer
 (Wehrwolf, sucht Arbeit als weicher Art. Off. Stellen unter G. Nr. 229 an den Wehrwolf-Verlag, Halle a. Saale, Mittelstraße 11—13.

Elektromonteur,
 Wehrwolf-Kamerad, 21 Jahre alt, sucht für sofort Stellung, Firm in Gärte und Kraftanlagen, für Gleich- und Drehstrom. Gute Zeugnisse vorhanden. Werte Angebote unter G. S. 228 an den Wehrwolf-Verlag, Halle a. Saale, Mittelstraße 11-13.

Wehrwolf-Kamerad, 19 Jahre alt,
Klempner und Installateur,
 sucht Stellung. Johann Ederg, Rsin (Hannstadt), Auf der Ruhr 16, 238

Geil!

Tüchtigen, jung, Samiedegesellen
 (Wehrwolf, 1901) vom W. W. Kameradschafts-Fahnenfabrik, Angebote nebst Zeugnisabschriften an den Schriftführer Theodor Wendler, Fahnenfabrik 42 h. Löwenberg (Markt). Auch helfen wir noch eine Anzahl Arbeiter einzeln als Landarbeiter, Arbeiter eine Anmeldeungen sofort an obentz. Adresse.

Fahren
 für Wehrwolf-Ortsgruppen, Tischbänner, Abzeichen, Fahradflaggen, Orden, Stempel, Wachsfackeln, alle Vereinsbedarfartikel

Fahnenfabrik Mehn Inh. E. Grothe Braunschweig 36.
 Preisliste unsonst. 99/600

In allen Buchhandlungen zu haben

„Das schwarze Schiff“ 444 Tage zur See
 Die Abenteuer des Hiltztreuzers „Wolf“ 1916—1918 (Spannen), reich illustriert In Gangeinbanden, Km. 8,50
 Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Fahren für alle Vereine und Kameraden, Verbände aus garantiert bester Kunsthandarbeit. Ferner Abzeichen in Emaille, Metall, Band u. Poppe, Diplome, Urkunden etc. lief.

Hallefische Fahnenfabrik, Halle-Saale
 Leipzig Straße 72. Fernsprecher-Anschluß 9140

„Ein neuer Weltkrieg 1927/33“ und „Preußen 1927 wieder Monarchie“
 Zwei aufsehenerregende wissenschaftliche Broschüren.
 Zu beziehen gegen Vorkaufsendung von 1.— Mark von 111/64
Emil Gräß, Tringenstein (Dillkreis).

Job!
 Die junge rüstige Luitpold singt!
 Luitpold singt!
 Luitpold singt!

Der Luitpold Vorwörter
 Das Luitpoldblatt ist einmal Originalität gegen die Internationalen. Es stellt einen Monarchen vor.

für nur 60 Pf. zuzüglich Einhaltungsbeitrag für den Posten.
Verlag der Luitpold Vorwörter Luitpoldstr. 61, Luitpoldstr. 45
 Postfach-Correspondenz 103305



Die bäuerliche Not und deutsche Volkstrast-Bewegung.

Die Auswirkungen der Daweseseife führen zum Niedergang des gesamten Bauerniums. Immer untröstlicher wird die zunehmende Schuldenlast des Reiches für den deutschen Bauernstand in seinen Folgen: der ungeheure Steuerdruck. Ist es da ein Wunder zu nennen, wenn der Bauer die Freude an seinem Beruf verliert oder gegen äußere Einflüsse abgestumpft wird? Will man in internationalen Zeitalter der „Weltverbündung“ und „Völkerverbrüderung“ diesen Knechtsinn im Bauern vielmehr bewahrt und gewollt großziehen?

Wer diesem Zustand seine Enden widmet, findet, daß mit diesem Zusammenbruch der Landwirtschaftsbetriebe sich eine schleichende, festliche Erstarrung im Bauernlande breit macht, was in keiner Weise unterbrochen werden darf. Ist die Moral im Bauern lüde, und durch solche Schlänen tritt dies ein, so ist die Grundlage Großdeutschlands der Zukunft vernichtet. Umso mehr wird eine Wiedererholung und Gesundung der deutschen Volkstrast verhindert und die Wege einer Bewegung zur Pflege der bäuerlichen Volkstrast auf dem Lande verfrachtet.

In den letzten Jahren konnte man allseits einen Fortschritt in dieser Richtung feststellen, so daß man mit froher Zuversicht in die Ferne sehen durfte. Wie viele schollen Vereinigungen zur Körperpflege aus dem Bauernvolke hervor und leisteten praktische Arbeit im besonderen unter der Fortsicherung. Leider müssen wir aber jetzt erkennen, daß die Spuren des Christentums in der Wirtschaft auch an den ländlichen Sportorganisationen nicht ungehindert vorübergehen. Man fühlt die wirtschaftliche Erhaltung des Bauern an dem Geiste unserer Kämpfer.

Auch die Organisationen der Landjugend selbst werden von dem Ringen erfaßt. Vereine, die schon Jahrzehnte im Kampfe für den Wehrtraktgedanken stehen, verlieren auf dem Lande aus finanziellen Gründen vielfach ihre besten Mitglieder, so daß die Egar der praktischen Körperpflege dadurch empfindlich geschwächt wird. So wirkt sich die Selbsthilfe des Landmanns, die Selbsthilfe des Sparers, auch auf das Volkstheater im Landvolke selbst aus.

Wir müssen uns die Frage vorlegen, ob es angeht, die sehr bedeutsamen Aufgabe nicht doch unsere Verpflichtung ist, gegenüber Volk und Nation andere Wege zu gehen, um dem Fortschritt im deutschen Wehrtraktgedanke dienen zu können? Letzten Endes muß doch der Bauer wieder den Grundboden mit hierzu bilden. Der „Bauer“, der Kraftpferd in Erde, Wein, und abermals nein, der Geist der Wehrtraktgedanke unseres Körpers muß das letzte Bauerndorf durchdringen, muß wie Flammezeichen in jedem Bauernherde entzündet werden.

Wenn schon die Parole „Sparen“ ausgegeben ist, so sollen auch unsere Veranstaltungen von diesem Sinne getragen sein. Auch dann, wenn andere Bünde sich trotz der Not des Landvolkes veranlassen sehen, Vergnügungen und rauschende Wimpelweihen usw. zu veranstalten. Die deutsche Jugendbewegung zur Erneuerung von Körper und Geist kann solche flüchtigen Wege auch für die zukünftige Zeit erst recht nicht besprechen, ohne sich am bäuerlichen Verstand zu verunreinigen. Nur durch möglichst sparsame Wirtschaft innerhalb der Bewegung wird es den einzelnen Vereinen möglich sein, im Dorfe ihren guten Gedanken weiter zu pflegen, die kommende schwere Zeit mit Erfolg überleben.

Viele Mitglieder glauben ja heute noch, diese Krisis sei nur eine Folgeerscheinung der Weltwirtschaftskrisis, also nur vorübergehender Natur. Wer die Schuldverbreitungen dem internationalen Großkapital gegenüber stellt, wird hier eines anderen belehrt werden. Trotzdem darf auch der einzelne Sportsmann oder Turner in dem Bauernbilde vor ihm mit einem neuen Lebensziele an sein Wert heranziehen und mit Herzhaftigkeit und Entschlossenheit an sein Leben, trotzdem das große Ziel, durch Kraft zur Macht, zur Freiheit hochhalten, es in Gefahr mit vorwärts tragen helfen. Treu der Sache, treu der Nation, getreu unserem Volke!

Johann Dörner, Jungbauer in Dehmansdorf (Oberfranken).

Bei einer freiwilligen Fliegerabteilung im Jahre 1919.

Die Revolutionsstürme hatten unsere alte, ruhmvolle Armee zerfallen, unser Volk und Vaterland wehrlos gemacht, die Grenzen des Reiches der Habsburger Feinde preisgegeben — zur hohen Ehre all der Wehrmänner! Am freiesten gebärdete sich der Pole, der alsbald aus seinem Mauseloch hervortrat und den Zeitpunkt für geeignet hielt, sich in den östlichen Provinzen des Reiches einzunisten zu können. Da waren es der „Grenzschutz Ost“ und die vielgeschmähten Freikorps, die deutschen Boden gegen den Eindringling verteidigten. Freiwillige waren es, die aus allen Ländern und Provinzen des Reiches noch einmal zur Fahne strömten, um die Vergeltung deutschen Landes, deutscher Brüder und Schweflern abzuwehren. Und wie wurde diesen Freiheitskämpfern zum Teil gehandelt?

Auch das Württembergische Kriegsministerium, mit Professor Hermann als Kriegsminister an der Spitze, hatte am 1. Februar im Hinblick auf die Gefahr im Osten die Weisung ausgegeben, daß die im Bereich des XIII. Armeekorps sich meldenden Freiwilligen nach näherer Anordnung des Generalkommandos zu besonderen württembergischen Truppenkörpern unter württembergischen Führern zusammengestellt werden.

Alsobald wurde die Aufstellung einer Division mit allen Spezialwaffen in Angriff genommen; jedoch von meinem Demobilisierungsort Ebing zurückgekehrt, übernahm ich die Aufstellung einer freiwilligen Fliegerabteilung in Böblingen bei Stuttgart, dem einzigen ausgebauten Fliegerhorst Württembergs, zumal dort eine Menge Flugzeuge und das sonstige nötige Ausrüstungsgerät aufgestapelt lagen.

Die einzige Schwierigkeit war zunächst die: wie bekomme ich das erforderliche Material aus den Klauen des in Böblingen distriktsmäßig herrschenden roten Soldatenrates heraus. Kuriosum halber bringe ich ausführlicher mein Erlebnis am Tag meines Eintreffens in Böblingen, am Fastnachts-Dienstag; es mutet wie ein Fastnachtslied an.

Zunächst galt mein Besuch dem Kommandeur und Soldatenratsvorsitzenden, dem ich für Zweck und Aufgabe meines Hierseins auseinandersetzte. Dieser — ein ehemaliger Unteroffizier — sich seiner Würde und Macht im Neudeutschland wohlbewußt, bewilligte mit sehr gnädig Büro- und Unterkunftsraum sowie das Verfügungsrecht, nur aus dem in großer Zahl vorhandenen Personal die mir geeignet erscheinenden Leute auszusuchen. In einer sofort abgehaltenen Versammlung stellte ich nach Bekanntgabe der Richtlinien für die Reorganisation die Frage nach etwaigen Zweifeln, worauf ein Mann vortrat, der den damaligen Geist dieser verstorbenen und verworrenen Köpfe so recht charakteristisch wörtlich äußerte: „Ihr schmalgesichtige Erscheinungen hat gar keinen Zweck mehr, denn rein äußerlich beweisen Sie schon durch Ihren Anzug — ich trug kalte Lederrock und ebensolche Mütze — und Ihre Stimme, daß Sie gänzlich reaktionär sind; wir sind eine revolutionäre Truppe und wählen uns unsere Führer selbst.“ Nach kurzer Belehrung durch mich, daß ich der Kopf der aufzustellenden Formation sei, daß bei mir das Pferd nicht am Schwanz angestrichelt werde, überließ ich die Gesellschaft sich selbst. Kaum auf meinem Dienstzimmer angekommen, erschien ein Abgeordneter und bat mich im Auftrag sämtlicher Unteroffiziere und Mannschaften um einer nochmaligen Aussprache zurückzukehren. Nun geschah, was ich nicht erwartet hatte und nach dem Vorausgegangenem direkt abward kling. Ein Mann trat vor nach meinem Erscheinen und sprach mir „im Namen sämtlicher Verammelten“ — einhöflich des Wortführers von vorn — „das Vertrauen“ aus. So geschahen am Fastnacht 1919!

Unter den größten Schwierigkeiten von Seiten des Soldaten- und Garnisonrates, sowie den mühseligsten Verhandlungen mit dieser November-Infantilitäts-Dienststelle wurde die Reorganisation aufgestellt; es ging des Heteren an einem offenen Kampf zwischen Fliegerhorst und „Freim. Flieger-Abteilung“ gar hat vorbei. Der Sol-

datenrat ging sogar soweit, meinen Offizieren und mit dem Betreten des Flugplatzgeländes zu verbieten, ein Ankommen, das ich stritte ablehnte. Anlässlich eines Streiks adressierte sich der Fliegerhorst mit seinem roten Soldatenrat, mit den Streitenden natürlich voll und ganz sympathisierend, gegen meine Abteilung Württembergische aufzubauen. Zur Abstellung dieser haarsträubenden Zustände in Böblingen wurde ich persönlich mit meinen Vertrauensleuten beim damaligen Kriegsminister, Prof. Hermann, vorstellig. Herzzerfetzend, allerdings durchaus unmißverständlich nach alten Grundsätzen, immerhin den nachdemerklichen Kriegsminister anscheinend nicht weiter störend, war der Beredsamkeit meiner Vertrauensleute mit dem von Soldatenrats Gnaden Allgewaltigen, der die Bezeichnung „Kriegsminister“ für sich in Anspruch nahm. Das „die Haut auf den Tisch hauen“ unter entsprechender mündlicher Bestätigung eines meiner Leute verfehlte, denn auch nur vorübergehend, seine Wirkung nicht. Mit der mit mündlich vom Kriegsminister erteilten Genehmigung zur Verhaftung des gesamten Soldatenrats Böblingen war die Unterredung zu Ende; bei meinem Eintreffen in Böblingen war bereits der telefonische Widerruf auf der 1 Stunde zuvor genehmigten Verhaftung eingetroffen.

Eine möglichst baldige Wegeverlegung meiner Abteilung von Böblingen konnte nur eine innere Festigung des zusammengewürfelten und teilweise allzusehr angebländeten Personals, das dauernd der Verbergung noch obendrein ausgelehrt war, zeitigen. Die beabsichtigte Verbringung Bayerns von der Volkshewissenbererschaft durch Heranziehung württembergischer Truppen kam sehr gelegen.

Wie eine Bombe wirkte die Nachricht von dem bevorstehenden Abmarsch der Freim. Fliegerabteilung nach Bayern auf einen Teil des Mannschafspersonals. Trotz eingegangener Treuversicherung gegen Deutsche Reichs- und Württembergische Staatsregierung, trotz Gehörjams-Gelobung gegen Vorgehe, weigerte sich ein Teil der Leute, mit nach Bayern zu gehen, gegen die dortigen Volkshewissen, da sie doch ihre Brüder seien, zu kämpfen.

Der Geschwärt dieser von Revolutionsersehnungen jeglicher Art Befallenen Truppe hatte zunächst nur einen sehr bedingten Gehaltswert. Entlassungen, Ausflösungen und Neueinstellungen waren an der Tagesordnung, ebenso Verhehlungen. Die Vertrauensleute waren mit allzu großen Verfügungen ausgestattet, zumal einer dieser Leute einen unheilvollen, zerlegenden Einfluß ausübte und nach langen Kämpfen erst entfernt werden konnte. Ein Verlaß auf jemanden war kaum möglich, und wie sich später herausstellte, war der Abteilungs-Feldwebel der Schlimmsten. Eine tüchtige Stütze hatte ich allerdings von Anfang an an dem größten Teil des fliegenden Personals und meinem aus dem Felde mitgebrachten Abteilungs-schreiber.

In den Ostertagen nach dem halbseitig angelegten Flughafen bei Alm verlag, gelang es, fern vom Aufstellungsort und den die Disziplin schädigenden Einflüssen von Seiten des roten Fliegerhorsts, unter dem Zwang der an die Abteilung gestellten Anforderungen, die Truppe zusammenzufassen, so daß sie sich ihren Aufgaben gewachsen zeigte und mit zum Gelingen des Unternehmens gegen Bayern beitragen konnte.

Zunächst überflogen wir die Flugzeuge das ganze Gebiet westlich des Lech mit Flugblättern, die der Bevölkerung die Gründe für den Einmarsch unserer Truppen klarlegten und die von den Spartakisten über die freiwilligen Formationen in die Welt gestreuten Lügen und Verleumdungen widerlegten. Ueber München wurden Flugblätter abgeworfen, durch die Vertreter der Bayerischen Republik zu Verhandlungen mit der bayerischen Regierung Hoffmann, die in Bamberg lag, eingeladen wurden; von spartakistischer Seite wurde auch Folge geleistet.

Nach der Einnahme Augsburgs wurde die Abteilung nach dem Lager Lechfeld zum Einsatz gegen München vorgezogen und hatte die Aufgabe, die roten Postierungen und Verschanzungsanlagen zu erkunden.

Nicht unerwähnt möchte ich hierbei lassen, die mit von dem zur Abteilung kommandierten bayerischen Stabsarzt befandete, tief wurzelnde Abneigung gegen Berlin-

Zeppelin-Ausflärung in der Stagerat-Schlacht.

Draußen, auf hoher See mußte etwas ganz besonderes los sein, als zu uns der Sunkspruch des Hochsees: „Sämtliche Luftschiffe zur Fernaufklärung bereit halten.“ In verflärten Absichten wurden von uns Wetterarten und Windmessungen von den Wetterdienststellen der Deutschen Flotte angefordert, um eine Ausnahmefähigkeit für die Luftschiffe feststellen zu können. In den Luftschiffen wurden lebhaft gearbeitet. Die Gaszellen der Luftschiffe wurden aufgefüllt, Wasserballast und Benzimorale ergänzt. Gasbehälter hohes Spreng- und Brandbomben in den Laufgang. Wärmegewehre wurden geprüft und mit Munition versehen. Die inzwischen einsteigenden Wetterberichte ließen ein Ausfahren der Luftschiffe aus den Hallen noch nicht zu, jedoch war mit einem Ausfahren des Sturmes zu rechnen. Gegen Abend erreichten uns die ersten Nachrichten von einem heißen Zusammenstoß unserer Hochseeflotte mit den Engländern am Stagerat. Während der ganzen Nacht wurden wir durch die einlaufenden Sunksprüche in lebhafter Spannung gehalten. Der starke Sturm jedoch, der noch nicht nachgelassen hatte, machte uns eine Mitteiligung am Kampfe draußen noch unmöglich.

Erst gegen Morgen hatte sich der Wind soweit gelöst, daß unser Oberbefehlshaber, Regimentskapitän Straßer, sich entschließen konnte, zwei Luftschiffe, deren Hallen sich in Windrichtung befanden, ausfahren zu lassen. Kurz vor Hellwerden wurden die Hallentore geöffnet, die Hallemannschaften begaben sich auf ihre Stationen und einige Minuten später, nachdem die Maschinen noch einem Hallen-Probelauf unterzogen waren, ertönte das Kommando „Luftschiffe, marsch“ und hinaus ging es, in den ausgehenden Tag, der für Deutschlands Kriegsmarine so ruhmreich werden sollte. In wenigen Sekunden waren die Hallentore abgestellt, dann „Luftschiff hoch“ und mit anspringenden Motoren erhoben sich die Luftschiffe, um bald im grauen Nebel zu verschwinden.

Die Seitensteuer wurden auf Nordkurs gestellt und mit äußerster Fahrt ging es vorwärts. Die Größe unserer Aufgabe war uns bewußt, galt es doch, unserer kämpfenden Flotte wichtige Aufklärungsansichten zu übermitteln, welche für den Ausgang der Schlacht unter Umständen entscheidend sein konnten. Leider war die ganze Nordsee von einer dichten Nebel- und Wolkende überzogen, wodurch uns wenig Sicht geboten wurde. Schon nach wenigen Stunden vernahmen wir das Donnern der Geschütze der kämpfenden Schiffe und bald waren wir, unter Erreichung einer Höhe von circa 4000 Metern, soweit nahe gekommen, daß wir das Aufblitzen der Geschütze sehen konnten. Nun galt es, sich zu orientieren, wo der Feind stand. Ein Zug in der Wolkende ließ uns die Situation bald übersehen, was allerdings nur Folge hatte, daß auch wir vom Feinde gesehen und unter Feuer genommen wurden. Eine neue Wolkende gab uns schnell Schutz, von wo aus wir die beobachtete Stärke der Engländer dem Hochseeflotte sofort funktentelegraphisch mitteilen konnten.

Die See- und Luftschiffe gingen allmählich ihrer Entscheidung entgegen. Unter den bekannten Verlusten trat der Engländer seinen Rückzug an. Wir verfolgten die abziehende englische Flotte, wobei wir unsere Bomben zum Abwurf brachten. Wie weit wir Treffer zu verzeichnen hatten, ließ sich durch die herrschende Unsichtbarkeit nicht beobachten. Möglicherweise konnten wir feststellen, daß der Feind, der unserer Flotte längst außer Sicht war, sich sammelte, um einen erneuten Angriff zu planen und unserer Flotte den Rückzug abzuschneiden. Ein Sunkspruch von uns an den Hochseeflotte unter Angabe des genauen Standortes des Feindes, gab unserer beimziehenden Flotte von diesen Anfallen sofort Kenntnis, wodurch das Vorhaben der Engländer vereitelt wurde, und diese unter weiteren Verlusten nun endgültig das Feld räumten. Nachdem wir noch einige Stunden den Rückzug unserer Flotte deden, war unsere Aufgabe erfüllt, und auch wir konnten die Heimfahrt antreten.

Wie groß die Vorteile unserer Zeppelin-Ausflärung waren, dürfte daraus hervorragen, daß der Hochseeflotte, Admiral Scheer, in seinen amtlichen Darstellungen über die Stagerat-Schlacht die Leistungen der Marine-Luftschiffe als besonders wertvoll bezeichnet hat. Und hiermit gewannen auch die von unserm Grafen Zeppelin vor dem Kriege gegebenen Worte Bedeutung: „Wenn das Luftschiff an einem Erfolg im Kriege auch nur den geringsten Anteil hat, so ist meine Lebensarbeit nicht vergeblich gewesen!“

Karl Friedrich Bedet, ehem. Geheimsekretär beim Oberbefehlshaber der Marine-Luftschiffe.

Preußen, was für ihn daselbe bedeutete. Er kannte Berlin absolut nicht und hat nach seiner Erzählung stets einen großen Bogen um die alte Stadt gemacht, wollte sie auch nicht kennen lernen, weil sein Vater und Großvater einen Haß gegen Preußens Hauptstadt empfanden. Derartige Meinungsäußerungen kann man in Süddeutschland gar nicht so selten hören.

Tiefhängende Wolken, Sturm, Schnee und Regen beeinträchtigen in jenen Apriltagen sehr die Sicht- und Augenertüchtigung, in den niedrigsten Höhen, bis tief in die bairischen Täler hinein, lösen die Flugzeuge ihre Aufgaben, von dem wohlgezielten Feuer der Spartakisten, die meist auf Strichfäden postiert waren, beschossen, und kaum ein Flugzeug lebte ohne Treffer zurück.

Nach Erreichung des Amper- und Würm-Abchnitts durch die Truppen des General Haas wurde die Fliegerabteilung nach München verlegt, um bei der nun folgenden Einschließung Münchens so nah wie möglich bei Stadt und Truppe zu liegen.

Bei dem Kampf um Starnberg griffen die Flugzeuge in den Endkampf ein, kämpften Maschinengewehrfeuer der Spartakisten nieder und beschossen einen mit entzündeten Rot-Garben besetzten Eisenbahnzug.

Kurz vor der Befreiung Münchens verlor die Abteilung ein Flugzeug, das in Motor und Benzintank getroffen, auf der Theresieninsel notlanden mußte; die Spartakisten verlangten die sofortige Erschießung der tapferen Besatzung, die wie durch ein Wunder am Leben blieb. Ein zufällig vorbeifahrendes Krankenauto mit zwei Krankenschwestern war der rettende Engel; als Schwerverletzte, obwohl gänzlich heil, wurden Flugzeugführer und Beobachter verladen und ins Lazarett gebracht.

Unter Abweisung von Luftschiffen brauchten die Flugzeuge in 50 Meter Höhe am 2. Mai, 12 Uhr mittags, über das Säufnermeer München und löbten den Einwohnern die Befreiung von der Spartakistenherrschaft an, dem wütenden Abwehrfeuer der Not ausgesetzt; um dieselbe Zeit erfolgte der Einmarsch der Regierungstruppen.

Nach Bayerns Befreiung vom Bolschewismus hoffte die Abteilung, ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt, im Osten eingesetzt zu werden. Es kam anders, weil die damaligen Bahnhäuser im Reich und den Ländern einen Niegel vorklopfen. Nach kurzer Belagerung in Bayern wurde die Abteilung nach Böhmen zurückverlegt und am 15. September 1919 erfolgte der Auflösungsbesehl.

Hart, aber sehr lehrreich, war das Jahr 1919 für einen alten Soldaten, der sich dem Vaterlande trotz der schmachvollen Revolution wieder zur Verfügung stellte und damit leider — ich muß es gestehen — mit zur Befestigung der Novemberherrschaft beitrug, wenn auch ungewollt. Einzig und allein die freiwilligen Formationen waren es, mit deren Hilfe sich Ebert, Noske mit Anhang im Sattel halten konnten; diese Taktik scheint dem Gedächtnis der „Vorwärts“- und „Berliner Tageblatt“-Redakteure gänzlich entschwunden zu sein, wenn sie bei jeder Gelegenheit gegen das alte Offizierskorps und den „verdammten Militarismus“ loswettern. Darum diese kleine Gedächtnisaufzeichnung. Major a. D. Robert Polzmann.

Gymnastik, Wehrsport u. Schulung*

Bisher sind diese Themen nebeneinander behandelt. Der Wehrsport muß sich hüten, zu sehr in den reinen Sport zu verfallen, und er muß sich hüten, mit den nun einmal bestehenden Gesetzen, solange sie bestehen, in Konflikt zu geraten. Daß an der Befestigung verschiedener Gesetze, wie das Versaillescher Schmachdokument und seine pazifistisch-besessenen Folgerungen ständig gearbeitet werden muß, ist selbstverständlich, steht aber auf einem anderen Brett.

Nicht die reine körperliche Kräftigung als Selbstzweck ist das Ziel, wenigstens der Wehrvolkgruppen, sondern

die Erziehung zur Wehrhaftigkeit, zum wehrhaften, deutschen Mann. Was gehört nun dazu:

ein gesunder, kräftiger, abgehärteter Körper; ein mannsalter, ehrliebender, pflichtgetreuer Geist; Schulung der Kräfte und des Könnens, die den Einzelnen befähigen, wenn er Soldat wird, sich mit den militärischen Dingen rasch und sicher abzufinden.

Das R.E.G.B. verbietet Geheimbünde (s. B. Freimaurerlogen?). Das Versaillescher Schmachdokument verbietet militärische Reservisten und Auszubildende über die bekannten, lächerlichen Grenzen hinaus. (Siehe die belgische Wehrwache, die aus Angst vor einer deutschen Motorwehrwache, die die belgische Arbeiterbewegung machte). Das heißt aber noch längst nicht, daß wir uns entmannen, entmenschen müßten. Der Wehrsport hält sich streng im Rahmen der Gesetze. Darum beachten wir bei allem die gesetzlichen Bestimmungen, die ja nicht alles verbieten. Die Verbindung von Gymnastik, Wehrsport und Schulung ist der Weg, der jetzt befruchtet werden kann und muß.

Vorerst muß der Wille dazu in breitere Kreise getragen werden. Da gibt es unendlich viel praktische Kleinarbeit für jeden Kameraden, für jede Bundeswehrwache. Denn jeder muß wissen, warum diese Arbeit notwendig ist: „Zur Schulung der Masse und zur Bildung der Erinnerung der politischen Freiheit!“ Was du ererbst von deinen Vätern hast, ererbst du es, um es zu besitzen! Willst du den rechten Frieden, bereite dich zum Krieg vor! Denn die Macht ist das Recht der Welt. Die völlige Freiheit und Ehre, ohne die Deutschland, das deutsche Volk zugrunde geht, kann nur durch Einsatz des wehrhaften Volkes wieder erlangt werden. Alles andere ist Schwindel. (Hilferbund, Völkern usw.). Da steht eben der völlige Selbstbehaltungstrieb ein.

Die Lebensweise der Menschen von heute, die Auswirkungen der humanen englischen Hungerblöcke (siehe Kälterrecht!) ruhen und rufen körperliche Schwächungen hervor. Da muß also zuerst die Gegenwirkung einleiten. Besserung der Wohnungsverhältnisse (siehe Wohnungszwangswirtschaft mit tubendem Wohnungsbau), ärztliche Maßnahmen (Gesellschaftsanstalten, Tuberkulose usw.) und vor allem die Gymnastik.

Hauptfache ist dabei, daß Luft und Sonne an den Körper kommt. Ohne Verat und einfaches Material, wie Baumstamm, Holzstiel und Eisenstange genügen völlig, wenn Wehrsport und Wehrball dazu kommt, um so besser. Nicht zu vergessen ist dabei: Die kleinen Übungen gegen den Körper möglichst einzuschränken (Alkohol, Nikotin und Zigaretten). „Selbsterziehung!“ Das ist wirksamer, als alle Trübenkungsregeln und ähnlicher Unmut alter Baufrümpfe. Nach ein kleiner Wind für Sportslehrer und Ausbilder möge hier folgen. Etell dem einzelnen Kameraden ganz bestimmte Aufgaben, die die Mängel seines Körpers beheben sollen. Dem schmalbrüsten Kameraden geben ein bis zwei Atemübungen, die er jeden Morgen fünf bis sechsmal ausführt, dem anderen mit schwacher Rumpfmuskulatur geht Freilübungen ohne Gerät, die diese Muskeln stärken. Und ihr, Kameraden, nehmt diese Aufgabe ernst, nehmt euch jeden Morgen die zwei bis drei Minuten, die diese Übungen erfordern. Ihr werdet, wenn ihr die Übung gründlich und genau macht, bald den Erfolg spüren. Dazu mache es sich der einzelne zur Gewohnheit: Jeden Morgen Fenster auf zum Anziehen, kalt abwaschen und frisch abtrocknen.

Dieser Zeit der körperlichen Kräftigung folgen dann die Wehrsportübungen, deren Gesamtbeherrschung den wehrhaften, deutschen Mann bildet. Wer sich drauhen in der Natur auskennt, ein sicherer Klein-Kaliber-Schütze, ein guter Marschierer, Radfahrer oder Reiter und Seulenwerfer ist; dem Manneszucht, Pflichttreue und Kameradschaft in Fleisch und Blut übergegangen ist, der wird ein vorbildlicher Wehrwolf. Sie sollen unser deutsches Volk nicht klein kriegen, das ist unser fester Wille!

Und neben dieser körperlichen Schulung her muß die geistige Erziehung gehen. „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“, sagte der Römer und überließ es den Deutschen, seine Geschlachten zu schlagen. Aber einzelne Erfolge: Bitte die Geschichte einzulernen. Über einzelne muß Wege und Ziele des Wehrwolfes kennen, muß über die Begriffe national — sozial — völkisch, über die Frage, warum halten wir an den Farben schwarz-weiß-rot fest, Auskunft geben können, über Schlagworte hinaus in Kreisen, die gegenständig beeinflusst sind. Nur wenn der einzelne geistig die Fragen beherrscht, Herz und Mund auf dem rechten Fied hat, ist er den roten, schwarzen und goldenen internationalen Agitatoren gewachsen und überlegen.

Nur das Können im Beruf, die Wehrwolfarbeit in der Freiheit und die selbständige Arbeit jedes einzelnen an sich selbst bringt Deutschland vorwärts und aufwärts. v. Krosigk, Dessau.

Feldweibel 3-

Jedem Menschen haftet etwas von seinem Berufe an, dem einen mehr, dem andern weniger. Ich hatte einmal einen Feldweibel, dem sein Berufsdutentum so anhing, daß er sich nur in militärischen Formeln auszudrücken pflegte — auch aufhebenstisch!

Wenn es ihn juckte, dann ließen ihm die Flöhe in Gruppenkolonne über den Leib, oder sie gingen ausgedehnt vor. Die Biergläser im Regal der Kantine standen zwei Glieder in Linie, auf Vordermann und nach rechts ausgerichtet. Als er einmal in sein Quartier einen länglichen Ofen bringen ließ und sich nicht im Klaren war, ob der Ofen mit der Längs- oder mit der Schmalseite an die Wand kommen sollte, wies er seinen Burshen beim Ausprobieren an, den Ofen eine Viertelstunde nach rechts machen zu lassen, um zu sehen, wie er sich nun ausnehmen würde. Wenn wir spazieren gingen, traten wir den Vormarsch an in Richtung auf die und die Kneipe, und zwar ohne Trittschritt. Denn auch beim Spaziergehen unterschied er durchaus zwischen ohne Trittschritt und Laufschrift. Selbst im Wirtshaus ließ er Neuankommende rühren. Was er unter Einnahme der Poststellung verstand, will ich nicht weiter andeuten!

Ich komme nicht auf alle Zusätze seines militärischen „Ehrgangens“. Gelacht haben wir oft darüber, zumal er die Ausdrücke weniger zum Späße gebrauchte, sondern aus Vorliebe für militärische Kürze und Exaktheit!



Als Geschäftsreisender müssen Sie über wichtige Vorgänge im Geschäftsleben, Steuerungen im Verkehrsleben, Änderungen der Gesetzgebung und gute Unternehmungskonzepte stets unterrichtet sein. Die zweimal monatlich erscheinende Zeitschrift: „Der reisende Kaufmann“ unterrichtet Sie schnellstens. Fordern Sie sofort eine Probeummantelung vom Verlag: „Der reisende Kaufmann“ in D. S. S. Hamburg 36, Holstenwall 4.

Aus Bädern und



Sommerfrischen!

Weimar
Hotel Fürst Bismarck
Erfurter Straße Erfurter Straße
Beste Lage
Behagliche preiswerte Zimmer
Bekannteste erstklassige Verpflegung

Goslar a. H.
Brusttuch
(erbaut 1526) / Fernruf 25
Altberühmtes Haus. Anerkannt vorzügl. Küche
Hotel u. Pens. Waldmühle Michaelstein b. Blankenh. Harz
Idyllische Lag. inm. d. Luthwald. u. Obstplant. in unmittelb. Nähe d. Harz. Michaelstein b. Berg. umgeb. Forstlandschaft, anerkannt gute Küche, elektr. L., Zentralh., Ab. Station Bad 10 Min. ab Blankenh. 40 Min. Harz. 14. Inb. J. Heilmöbel.

Braunlage (Oberharz)
Berg-Hotel Fernruf 43 und 86
mit 2 Dependancen.
Führendes Haus am Platze.
Direkt am Hochwalde in unmittelb. Nähe der Sportanlagen. Zimmer m. Bieb, kalt. u. warmen Wasser, Zentralheiz., elektr. Licht in allen Räumen. 11 Autogaragen.
Prospekte durch die Direktion.

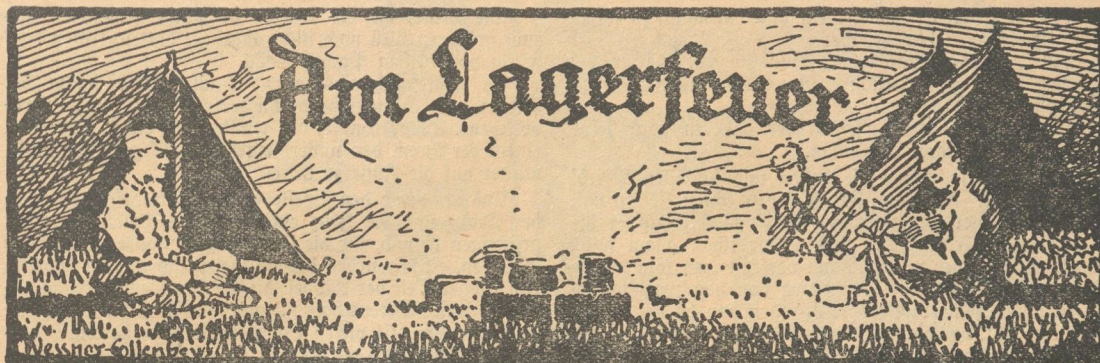
Besuchen die
Heimkehr!
Größte Höhe Deutschlands! Naturschutzgebiet. Dauern geöffnet! Elektr. erleuchtet!
Gelegen zwischen Kyffhäuser u. Stolberg, Station Ulfungen (Südharz).
Gute Jagdwälder, vielfache Gontagsstetten, Geschlossen, Ortsgruppen ermäßigte Eintrittspreise.

Bad Wildbad
im württembergischen Schwarzwald
„Das Kleinod des Schwabenlandes“
Zimmer mit und ohne Verpflegung für erholungsbedürftige Angehörige des Wehrvolkes bei Wehrvolk-Kameraden oder in nationalen Gasthöfen und Hotels vermittelt Kam. Eugen Fischer, Bad Wildbad, Rennbahnstr. 20.

Ribnitz i. M.
Hotel zur Sonne
Fernruf 25 Im Markt Fernruf 25
Inb. Georg Schöber
Erstes Haus am Plage
Dampfbäder am Bahnhof und Dampf.

Kurhaus Hedemünden
Evangel. Erholungsheim
Hotel - Pension
Herrl. Umgebung, angelegentlich. Verpflegung, vornehm u. behaglich, deutsch u. englisch, 5,50 bis 7,- Mtl. Hälfte.
St. Andreasberg (Oberharz)
Hotel Deutscher Hof
Bes.: W. Schillingen
Telephon 48 W.-O. Zentralheiz., Mitglied d. O. H. S. K. ermäß. Preise

Preussischer Hof Wernigerode
Burgstrasse 58 / Fernsprecher 549
Restaurant / Hotel / Pension
Nächstes Hotel vom Schloss, Lustgarten, Tiergarten und Kurtheater / Vorzügliche Verpflegung / Gute, saubere Betten / Alles helle, sonnige Zimmer mit Aussicht auf Schloss und Gebirge
Mäßige Preise // Hausdiener an den Zügen
Besitzer Ernst Meyer



Nr. 16

Unterhaltungsbeilage zum „Wehrwolf“

3. Jahrgang

In der nächsten Nummer beginnen wir mit dem Abdruck eines neuen, noch unveröffentlichten Original-Romans:

Germans Birkenbaum

von Otto Josef Krause.

Die merkwürdige Sage vom Birkenbaum in Westfalen, an dem einst die weltgeschichtliche Entscheidung über die Zukunft Deutschlands fallen soll, ist der kühne Vorwurf, der hier zu einem herzerhebenden Bild der kommenden, auf unser Vaterland wartenden, großen Lage verflochten wird.

Wir freuen uns, unseren Freunden und getreuen Lesern mit diesem packenden, glänzenden Roman eine sener seltenen Gaben bieten zu können, die man nie wieder vergißt und zu denen man, unwiderstehlich gefesselt, gerne zurückkehren wird.

Die Schriftleitung

Das Johannistwürmchen

Eine Nachkriegsgeschichte von Wolfgang Kemter
(Schluß)

Und als er geendet hatte und sie die Veränderung sah, die mit Franz Hofenauer innerhalb einer Stunde vor sich gegangen war, da sprach sie schlicht, aber mit bewegter Stimme: „Franz, es gibt keinen Menschen, den das alles so freut wie mi'. Jezt g'hört dei' Heimate bald wieder dir, und wenn du erst wieder auf deinem eigenen Grund und Boden schaffan kannst, nachher hast das, was hinter dir liegt, bald wieder vergessen.“

„Recht hast, Zenz, tausendmal recht, erst dann bin i' wieder a Mensch. Anzereiner muß a bissl eigenen Boden haben, sonst hat er kao Freud zur Arbeit. Dös liegt uns Bauern im Blut und läßt si' nit ändern.“

Plötzlich veränderten sich der Zenz ihre Züge. Die Freude, die ihr Antlitz erhellt hatte, verschwand und eine jähe Trauer verdunkelte es. Es war ihr ein Gedanke gekommen.

„Und 's Hermännle?“ fragte sie leise.

Da sprach Franz Hofenauer ruhig und ohne eine Sekunde zu überlegen: „Wegen des Buben, Zenz, hätt' i' mit dir noch was reden wollen. Der Bub braucht a Mutter. I' muß von vorn anfangen und werd' viel Arbeit haben, i' tu sie gern, aber um das Kind werd' i' mi' nit viel kümmern können. Zenz, du bist so gut und meinem Kinde wie a zweite Mutter g'wesen, jezt möcht' i' bi' fragen, ob du das, was vergangen ist, vergessen könntest und ob du, trotzdem i' dir damals so weh getan hab', noch so viel für mich übrig hast, daß du dem Hermännle Mutter bleiben tätest, solange wir leben?“

Da strömte das Blut in dunklen Gluten in das Gesicht der Zenz, ein Zittern flog durch ihren Körper, dann sprach sie: „Franz, ist das bei' Ernst?“

„Glaubst, i' könnt' spaßen in der Stund', in der mir so feierlich zumut' ist.“

„Franz, 's Hermännle braucht a Mutter, drum sag' i' Ja.“

Ueber Franz Hofenauers Gesicht — er hatte den Schalk in den Augen der Zenz nicht bemerkt — glitt es wie Enttäuschung, schnell aber rief er aufatmend: „Zenz, i' dank dir, i' muß mi' mit dem zufriednen geben, vielleicht wird's doch noch a mal anders.“

Ein leises, aber helles und frohes Lachen ließ ihn aufblicken. Nun sah er wohl die glückliche Freude des Mädchens, das ihm gegenüber saß.

„Franz, dummer,“ rief die Zenz, rot werdend, „merkst du's nit, daß i' di' noch so gern mag wie damals, doch davon wollen wir heut' nimmer reden, wie damals halt, als der Hofenauer-Franz zur Zenz auf Stubet ging.“

„Zenz!“

Mit einem Nucke hatte der Mann seinen Stuhl hart neben den der Zenz gerückt, dann sprach er voll Freude: „Zenz, dös ist a Tag heut', den vergißt i' mei' Lebtag nimmer. Jezt sieh i' wieder an Weg vor mir, hell und ganz klar. Wie hab' i' mi' so lange Jahr auf die Heimkehr g'freut und dann bin i' direkt vom fernen Sibirien her ins Glend hinein'kommen. Dunkel ist's vor mir g'wesen, hinter mir und um mi', i' hab' mi' nimmer aus'kennt. Und jezt ist's mir auf einmal, als ob die Sonn' scheinen tät, so hell ist's mir worden. Zenz, es wird di' nit reuen.“

„I' weiß es, Franz.“

So war das Glück nun doch noch zu den beiden Menschen gekommen, die das Schicksal schon einmal füreinander bestimmt zu haben schien . . .

Als Franz Hofenauer in den Vormittagsstunden des nächsten Tages dem Steinegger half, die Hauswiese abzumähen, da fuhr in raschem Trabe ein Wagen die Dorfstraße herauf.

Vor ein leichtes Bernerwägelchen waren zwei hübsche, raffige Fuchsen gespannt, die ein großer, starker Mann in grüner Steirertracht lenkte.

Jost Schönberger, der bekannte Vieh- und Roßhändler.

Franz Hofenauer sah dem Wagen eine Weile sinnend nach. Der Vorsteher mußte schon telephoniert haben. Was würde der Schönberger tun?

Zwanzig Minuten waren nur vergangen, da sah Franz Hofenauer Jost Schönberger wieder im selben scharfen Trabe das Dorf verlassen und wenig später kam der Jüngste vom Vorsteher und rief: „Franz, sollst zum Vater kommen!“

Wie er war, in Hemdärmeln und barhaupt, so folgte Franz Hofenauer dem Knaben.

Der Vorsteher nickte ihm freundlich zu, als er die Kanglei betrat und sprach: „Der Schönberger ist grad dagewesen.“

„I hab' ihn schon g'sehen, der hat ein paar feine Noß“, meinte Franz Hofenauer.

„Dös ist sein Stolz, die besten und schönsten Pferd' hat er allweil. Alsdann, Franz, die G'schicht ist erledigt, der Schönberger hat a große Freud' g'habt, daß er die Tasche wieder'kriegt hat. Wie i' dir schon g'sagt hab', das Geld hätt' der reiche Mann verschmerzen können, die Papiere aber nit. Wie er gestern von hier wegg'fahren ist, da haben seine Noße dort draußen, wo du die Tasche gefunden hast, vor einem Motorrade gescheut und sind mit dem Wagen hart an den Straßengrabenrand g'raten, da ist der Post abgesprungen und dabei hat er wohl, ohne es zu merken, die Tasche verloren. So und da ist der Fimberlohn.“

Der Vorsteher schob Franz Hofenauer ein Bündel Banknoten zu, die dieser, ohne eines Wortes mächtig, fast andächtig anstarrte.

„I hab' dir schon g'sagt, Franz, der Post läßt sich nit lumpen. Zwanzigttausend Kronen hat er mir für dich geben und er läßt dir noch extra Dank sagen. Wenn du deinen Stall einrichten wirft, so sollst du dich an ihn wenden, dös hat er mir aufgetragen.“

„Vorsteher, i' weiß wirklich nit, ob i' wach bin oder ob i' dös all's nur träum.“

Der Vorsteher lachte und rief: „Na, na, Franz, es ist wahr. Jetzt machen wir aber schnell. I' muß heut' nachmittag in die Stadt, also fährst mit, nachher gehen wir noch heut' zum Notar und lassen den Kauf machen. Dem Zimmermann werd' i' telephonieren, daß er auch hin kommt. Am halb zwei fahren wir.“

Nachdem Franz Hofenauer dem Vorsteher wieder und wieder gedankt hatte, eilte er zur Zenz hinaus, um ihr das soeben Erfahrene mitzuteilen. Und als der kleine Hermann aus der Schule kam, da erfuhr er als erster, daß die Zenz nun bald seine wirkliche Mutter werden würde. Die Freude des Knaben war unbeschreiblich. Er hüpfte und sprang zwischen seinem Vater und der Zenz hin und her und rief ein über das andere Mal: „Vaterle, Mutterle!“ bis ihn die Zenz lachend einjog und herzlich abküsste.

„Und i'“, rief Franz Hofenauer, etwas neidisch. Da sah ihn die Zenz mit einem Blicke an, in dem zu lesen stand: „Wirft auch nicht zu kurz kommen.“

Sicher und gewiß waren zu der Stunde weit und breit keine so glücklichen Menschen wie in dem kleinen Häuschen am Walbrande.

Bald nach dem Mittagessen fuhren der Vorsteher und Franz Hofenauer in die Stadt. Der Briefträger Zimmermann, als Bevollmächtigter der Erben des Obermeier-Hansjakob, erwartete sie schon und eine Stunde später war der Kauf abgeschlossen. Franz Hofenauers Hand zitterte, als er die Urkunde unterschrieb, kraft der die verlorene Heimat wieder in seinen Besitz übergang. Heimlich wischte er sich eine Träne aus den Augen, die eine Stunde gehörte zu den schönsten seines Lebens.

Auf der Heimfahrt meinte der Vorsteher: „So, Franz, jetzt mußt du dir noch um a Bäuerin umschauen, ohne Weib ist's nix.“

„Ist schon g'sehen, Vorsteher“, rief Franz Hofenauer fröhlich.

„Darf man wissen, wer?“

„Die Zenz!“

„Bravo, Franz, dös ist aber g'scheit, da wünsch' i' dir doppelt und dreifach Glück. Machst an Haupttreffer, dös kann i' dir sagen.“

„I dank' dir, Vorsteher, für die gute Meinung, i' glaub's auch . . .“

Nun kam der zweite, etwas schwierigere Teil, die Instandsetzung des Haushaltes und der Bauerschaft.

Die Leute, die die Wiesen in Pacht genommen und zum größeren Teil noch nicht abgeheut hatten, traten freiwillig von diesem Pachte zurück.

Es zeigte sich überhaupt in allem und jedem der Bieder- und Gemeinschaftsinn des echt deutschen Bauernvölkchens. Wer konnte, der wollte auch etwas dazu tun, einem der ihnen, den unerbittlichen Anglüd getroffen hatte, wieder auf die Füße zu helfen.

Und als durch den Vorsteher im Dorfe bekannt wurde, der Franz und die Zenz einig seien, da hatten sie einen prächtigen Grund, für die, dem jungen Paare zugebachten Spenden. Sie wurden die Hochzeitsgeschenke des Dorfes. Ein großer Teil der Möbel, die bei der Versteigerung sich übers Dorf verstreut hatten, fand so wieder auf die Stelle zurück, wo sie seit vielen Jahren gestanden hatten.

Auch Post Schönberger ließ von sich hören. Einer seiner Knechte brachte eines schönen Tages eine Prachtmilkfuh angetrieben, ein wahrhaft fürstliches Geschenk, dazu einen Gruß von seinem Herrn, der zum neuen Haushalt auch etwas beisteuern wolle.

Nach acht Tagen war Haus, Hof und Stall so weit eingerichtet, daß Franz Hofenauer mit der Arbeit, besser mit dem neuen Leben beginnen konnte.

Es gab gewiß keinen froheren Menschen wie ihn, als er zum ersten Male wieder vor Tag und Tau mit Sense und Wehstein auszog, um auf eigenem Grund und Boden zu mähen. Mit kraftvollem Schwunge fuhr das blanke Eisen durch den Wald der taubepertkten Gräser, die sich nun, Schwaden auf Schwaden bildend, langsam zur Seite legten. Etwas seitwärts half die Zenz, und es zeigte sich, daß sie mit der Sense so gut umzugehen verstand wie mit der Nadel.

Drei Wochen später war das erste Heu unter Dach und Fach.

Dann kam der Tag, an dem der Pfarrer in der Kirche, unter Teilnahme des ganzen Dorfes, Franz Hofenauer und die Zenz zusammengab.

An der Seite seines Weibes und Kindes zog Franz Hofenauer in sein Vaterhaus ein. Der Pfarrer, der Vorsteher, Freunde und Verwandte hatten es sich nicht nehmen lassen, das junge Paar bis zum Hause zu begleiten. An der Schwelle wünschte der Pfarrer den beiden ein langes arbeitsfrohes Leben, nachdem die Wunden, die der Krieg und das Schicksal geschlagen hatten, zu vernarben begannen.

Am andern Morgen aber begann für Franz und Zenz Hofenauer wieder der Alltag, jedoch ein froher, nicht von Sorgen und Mißmutigkeit umbüsterter Alltag, über dem die Arbeit und ein wahrer Seelenfriede stand.

Aber jedesmal, wenn in späteren Jahren in warmen, dunklen Juninächten aus Gras und Gebüsch das geheimnisvolle Leuchten der Johanniswürmchen kommen wird, werden Franz und Zenz Hofenauer voll Dankbarkeit jener Juninacht gedenken, in der ein solches Lichtchen ihnen reichen Segen und eine neue Zukunft brachte.

Die Pfingstbowl

Skizze von Paul Blich

Die Familien Baumann und Wille waren Nachbarn und lebten seit vielen Jahren im besten Einvernehmen. So waren ihre Kinder nebeneinander groß geworden, und als sie nun erwachsen waren, da kamen die Eltern überein, daß aus den beiden jungen Leuten ein Paar werden sollte.

Aber siehe da: den jungen Leuten war damit durchaus nicht gedient, — zwar waren sie immer recht gute Freunde gewesen, nie aber hatten sie daran gedacht, sich zu heiraten, denn jeder von beiden hatte sein Herz bereits anderswo verloren.

Die Sache wurde nun aber, da die Eltern zur Entscheidung drängten, äußerst brenzlich, um so mehr, da Papa Baumann alle Anstalten machte, zum Pfingstfest, bei der üblichen Maibowl, die Verlobung der Kinder feiern zu können.

Der sonst so lustigen Grete Wille wurde angst und bange, wenn sie an das Pfingstfest dachte. Aber der ebenjo lustige Hans Baumann tröstete seine Nachbarin: „Sei nur ohne Sorge; bis zur Pfingstbowl sind noch vierzehn Tage hin, und bis dahin wird mir schon etwas einfallen, was uns retten soll.“

Und wirklich, das Glück war den jungen Liebesleuten hold.

Einige Tage vor Pfingsten kam Papa Wisse zu seinem Nachbar und sagte geheimnisvoll, daß er unter der Hand fünfzig Flaschen guten Mostel noch beinahe zu Friedenspreisen kaufen könne, — ob der Nachbar fünfzigzwanzig Flaschen davon abnehmen würde.

„Über mit Freuden,“ rief Baumann glücklich, „ich brauche ihn ja zu unserer Pfingstbowle.“

Nebenan aber stand der junge Hans Baumann, und als er dies Gespräch hörte, war sein Plan festig.

Am Nachmittag bereits lag der neue Wein im Baumannschen Keller.

Und da stieg der pfiffige Sohn des Hauses heimlich hinunter, riegelte hinter sich ab, entorkte die fünfzigzwanzig Flaschen Wein und entleerte jede Flasche bis auf die Hälfte ihres edlen Inhaltes und ersetzte das Fehlende durch Wasser. Den so gewonnenen Wein aber füllte er in ein Fäßchen, das er sorgsam beiseite brachte.

Und nun ging das Anheil seinen Weg.

Vier Tage später feierte Herr Baumann seinen Geburtstag. Den ganzen Tag über kamen und gingen die Gratulanten, jeder trank von dem bewussten Mostelwein und jeder zog ein komisches Gesicht. Keiner aber sagte etwas. Ganz zuletzt erst kam Schneider Martin, und der konnte es sich nicht verkneifen, zu sagen, daß der Wein doch einen recht komischen Geschmack habe, und daß dieselbe Marke nebenan beim Nachbar Wisse ganz anders schmecke.

„Wiefo denn? Wiefo denn?“ fragte Baumann mit verhaltenem Aergern.

„Ja, — sehn Sie wohl, — der nebenan schmeckt nach Wein, und dieser hier nach Wasser, häß!“ sagte der Schneider, zog es aber vor, sich gleich darauf geräuschlos zu empfehlen.

Vater Baumann war ganz außer sich, er hatte bisher seiner Gicht wegen nichts von dem Wein getrunken; nun aber probierte er, und nun fand er, daß der Schneider recht hatte.

„Er hat mich beschuppt,“ schrie er, „mich, seinen alten Freund und Nachbar! Und er hat mich lächerlich gemacht, denn der Schneider wird doch die Neugierigkeit von Haus zu Haus tragen!“

So verbrachte er in heller Wut einige Tage, während deren ihm Hans weit aus dem Wege ging, weil ihm das Gewissen schlug. Und dann kam das holde Pfingstfest. Draußen buftete und grünte die ganze Welt, und die Sonne schien mit sommerlicher Kraft.

Aber im Herzen des alten Baumann war es grau und kalt, denn er erhoffte nichts Gutes von diesem Pfingstfest.

Abends dann kamen die geladenen Gäste. Alle schienen froh, und dennoch wollte keine Stimmung aufkommen, bis die bewußte Pfingstbowle in Sicht kam. Man trank und sah sich an.

Jeder lächelte, und endlich machte man Wisse über die ein bißchen „zu stark“ geratene Bowle.

Scheinbar ruhig hörte Baumann all die Epochen und Agerien mit an.

Endlich sagte er: „Ja, Kinder, wenn euch die Bowle nicht schmeckt — ich kann nichts dafür, — den Wein hat mein Freund Wisse gekauft.“

„Einen Augenblick blieb alles still. Dann antwortete der alte Wisse, der vor Aergern ganz weiß geworden war: „Ja, lieber Baumann, als du den Wein von mir bekommst, da war er genau so gut wie der meinige.“

„Was willst du damit sagen?“ brauste Baumann auf.

„Daß du hättest weniger Wasser zugesehen sollen!“ rief Wisse ebenjo erregt.

„Wasser?“ schrie Baumann, „ich hätte Wasser zugegossen? Du Heimtüder! Mir hast du gemanschten Wein gegeben!“

Wie zwei Kampfbühnen fuhren sie auseinander los. Vergessen war die jahrelange Freundschaft, vergessen alle Versprechungen und Abmachungen, alles vergessen und verdrängt von dem Zorn, der nun über sie kam und sie jeder Ueberlegung beraubte.

„Grete, du kommst sofort mit mir!“ rief Wisse und wollte sich enschnellen.

Da aber trat der Sohn des Hauses dazwischen. Er sah nun, was er angerichtet hatte, — jetzt wollte er auch alles wieder zum guten Ende führen. Und er rief: „Mein, lieber Papa Wisse, bleiben Sie nur ruhig hier! Ich war es, der den Wein patschte!“

„Du warst es?“ fragte nun erstauert der Vater. „Da, wie kamst du denn dazu?“

„Am eure Freundschaft zu entzweien! Deshalb tat ich es!“ erwiderte der Sohn mit rotem Kopf.

Baumann sah seinen Nachbar Wisse an. Keiner begriff das. Und da fand das lustige Gretel ihren Humor wieder, fröhlich rief sie: „Weshalb er euch entzweien wollte? Ich will es euch sagen!“

Es war das einzige Mittel, euch von eurem unsinnigen Plan abzubringen! Ueber unsere Köpfe hinweg habt ihr uns einfach verlobt! Wir haben aber auch einen Willen, und wir haben dieselben Trostköpfe wie ihr — und wir haben uns bereits anderweitig verlobt! So, nun wißt ihr, weshalb der Hans die Pfingstbowle so dünn gemacht hat!“

Na, da härteten sich die Gesichter denn bald wieder auf. Die beiden Nachbarn reichten sich die Hände. Und alles lagte und sicherte. Am meisten aber freuten sich die trinkfesten Gäste, denn jetzt wurde erst die echte und rechte Pfingstbowle gebraut, und als die eingesehnt wurde, da hatte niemand mehr Grund, sich zu beklagen.

Die beiden überumpelten Väter aber sahen sich an und nickten sich zu, als wollten sie sagen: Alter und Jugend sind zwei Welten — laß jeden nach seiner Wahl glücklich werden!

Und dann gab man sich mit ungestörter Freude dem Genuß der herrlichen Pfingstbowle hin.

Archibald

Erzählung von Max Karl Böttcher

(Schluß)

„Ah, seht einer den General! Der mußt auf und will frech werden! Herr Kloß, ich will zwar das Wort nicht zurücknehmen, aber noch einmal sagen will ich es: Fröhlich ist — haba — Da laufe ihm die Faust Archibalds ins Gesicht, zwei-, dreimal, und nun lagen sie auf dem Boden und bearbeiteten sich wie ein paar Kampfbühnen. — Da — ein Schrei! Der große, starke Christian hatte den kleinen General aufgehoben und warf ihn vor sich mit aller Wucht auf einen Heuhaufen. — Eine Heugabel lag darauf, und einer der Zinken fuhr dem General durch die Brust. Ein Blutstrom entquoll Mund und Nase, dann lag Archibald still. — Alle schauten entsetzt auf den wie tot daliegenden, blutüberströmten Knaben, und keiner wagte zuzugreifen. Selbst der Wissethür stand bleich und zitternd da, denn das hatte er selbstverständlich auch nicht gewollt. Endlich rannte einer fort zum Hofinspektor. „Herr Müller, Herr Müller, schnell! General ist —, ich wollte sagen der Quidsborn ist in eine Heugabel gestürzt und ist tot.“

So schlimm war es Gott sei Dank nicht, der schnell herbeigekommene Arzt stellte fest, daß der Stahl die Lunge glücklicherweise nur gestreift hatte und so das Schlimmste noch verhütet worden ist. Nun kamen bange Wochen. — Die Anstalts-Direktion hatte trotz mehrfachen Verhörs der Beteiligten den wahren Vorgang nicht recht erfahren. Die Jungen fürchteten alle Christians rohe Faust, wenn sie ihn verpehten. Nur daß Archibald mit Christian im Streit geraten und dabei in die Heugabel gestürzt war, war bekannt geworden.

Herr Fröhlich weilt nun, als das Wundfieber Archibalds geschwunden war, täglich einige Stunden bei ihm im Krankenzimmer, las ihm vor, erzählte ihm von seinen Reisen und Erlebnissen aus dem Militärlieben, brachte ihm Blumen oder eine Frucht oder ein Bild, und so bildete sich eine herzliche Freundschaft zwischen Lehrer und Schüler. — Dabei verlor Archibald seine Schüchternheit, erzählte viel von seinem Elternhause und auch, an einem milden, stillen Sommerabend, als die Schwalben mit heimlichem Zirpen an dem offenen Fenster vorüberhoss, von dem Tod seines Vaters. „Mein Vater leitete den großen Brückenbau bei . . . Bei der Veranstaltung der riesigen Pfeiler passierte nun ein Unglück. Zwei Arbeiter stürzten in den reißenden Fluß. Sofort sprang mein Vater nach und rettete erst den einen. Der zweite war ein polnischer Arbeiter, der bei seinen Kameraden wegen seiner Robheit und seiner Trunksucht verhasst war und der meinem Vater beim Lohnzahlen sogar einst mit dem Messer drohte. Mein Vater sprang zum zweiten Male in die Fluten, erreichte auch den Verunglückten, der nicht schwimmen konnte, und schleppte ihn mit vieler Mühe ans Ufer. Aber da verließen endlich meinen guten Vater die Kräfte. Er strauchelte, und ehe die anderen Männer es hindern konnten, war er versunken und sorgespült.“

Hier weinte der Junge still vor sich hin, und der Lehrer war feinfühlig genug, seinen Schmerz nicht durch Trostworte lindern zu wollen. Er strich Archibald nur lieblosend über das Haar, und als er sich beruhigt hatte, sagte Herr Fröhlich schlüchzig: „Du kamst stolz sein auf deinen Vater! Sein Helbenstum ist, da er seinen Veleidiger oder gar Feind rettete, doppelt groß.“

Diese Worte prägte sich der Knabe ins Herz, und oft, auch als er endlich nach langer, langer Zeit wieder genesen war, sagte er sie, wenn er für sich allein war, leise vor sich hin.

Von Christian Wiedemann war Archibald weggesetzt worden, und äußerlich schien Friede zu sein zwischen den beiden Feinden. Da ertrappte Archibald eines Tages, als er (er hatte noch Schönheit und brauchte die täglichen Selbstarbeiten noch nicht mitzumachen) den schönen Hedenweg hinter dem Waisenhaus entlang schlenderte, Christian bei einer Geschwüdrigkeit, die seiner christlichen Natur unverständlich war. Christian suchte nämlich die Heden ab nach den von den Büchern verlegten Eiern, und wenn er ein solches Naturest entdeckt hatte, schlürfte er die gefundenen Eier aus, statt sie dem Hausmeister zu bringen. Dabei traf ihn nun der arglose Archibald.

Christian war zu Tode erschrocken, als er sich erwischte sah. Er rief Archibald zu: „Du, General Kloß, wenn du mich anzeigst, — da schlag ich dich tot, wo ich dich erwische.“

Archibald sagte mild und verächtlich: „Deine rohe Drohung kamst du dir sparen. Du bist ein viel zu trauriger Wicht, als daß ich mich mit dir und deinen Diebereien befaße.“ Dann wandte er sich ab und ging den Weg still zurück.

Diese Szene, von beiden unbemerkt, hatte der Hausvater vom Fenster seiner Wohnung mit angesehen und gehört. Als der Eierdieb eine Viertelstunde später lustig trallierend ins Haus trat, nahm er ihn in Empfang und führte ihn in sein Zimmer. Was dort geschah, entzieht sich der Kenntnis des Erzählers. Aber wußtschaubend und nachgeschwollen verließ Christian das Direktorialzimmer. Nur das ist bekannt, daß Christian mitgeteilt worden war, daß er in den nächsten Tagen aus dem Waisenbause entfernt und einer Besserungsanstalt zugeführt werden würde, vorläufig aber von sechs Uhr abends an den Karzer beziehen mußte.

Nacht! —

In den Schlaffäden des Waisenbause verkündeten die regelmäßigen Atemzüge, wohl tie und da auch ein Schnarchgeräusch, daß die Insassen, oder besser: Anlieger, in tiefsten Schlofe schliefen. Nur General Kloß, der die Eiergeschichte vom Nachmittage überdachte und sich den Kopf zerbrach, wie der Hausvater den Eierdiebstahl entdeckt haben mochte (daß Christian seit sechs Uhr im Karzer logierte, wußte natürlich die ganze Anstalt), und der sich qualte, daß er nun womöglich in den Verdacht der niedrigen Angeberei käme,

sand keinen Schlaf. Und wie er so durch die unterhängenen Fenster in die finstere, schweigende Nacht starrte, sah er ein rotes, flackerndes Zünglein aus einem Fenster des Mittelbaues des Hauses, wo die Wohn- und Arbeitszimmer der Anstalt lagen, munter auf- und niederflattern. Er sah sich das Spiel erst einige Minuten an, bis ihn endlich die Erkenntnis mit jäher, furchtbarer Wucht packte, daß das ja Feuer sein müsse — Feuer im Waisenhaus! — Mit einem Satz war er aus dem Bette, und furchtbar laut brüllend: „Feuer! Feuer!“ durcheilte er den Schlaßaal und sprang mit ein paar Sähen die Treppe hinunter bis zur großen, gelben Hausglocke. Ein Griff, ein Schlag, und gellend, schredlich gellend heulten die Glodentöne durch die Nachtstille.

Alles sprang auf, alles rannte in erster Bestürzung heraus. Die Lehrer und Beamten des Waisenhauses, die mit da wohnten, waren in wenigen Augenblicken zur Stelle und ordneten den Abzug der nur behemmten Knaben hinüber zur Scheune. Es war ein unheimliches, eigentlich ergreifendes Bild: 200 weißer, zitternder, frierernder, schweiger Gestalten.

Da das Waisenhaus fast eine Stunde von dem Zentrum der Stadt, wo die Feuerwache lag, entfernt war, wurde natürlich das Eintreffen der sofort telefonisch benachrichtigten Feuerwehr verzögert. Der Mittelbau stand vollständig in Flammen. Das Dach erglühte in feuriger Glut, und wahre Funkenregen, herrlich sprühend und glühend, überhüllten die Gebäude. Die Lehrer und Beamten hatten aus den Schlaßsälen, die in den Seitensügel des Hauses lagen und daher vorläufig noch nicht ernstlich gefährdet waren, Dedes über Dedes für die frierernden Flüchtlinge geholt, und nun stand man und sah, viele weinend und jammern, in die schaurige Pracht des wilden, prasselnden Elementes. Bei der Wucht und Ausdehnung des Feuers hatten auch die kleinen Verluße mit Feuerlöscher und Minimax-Apparaten, die der Hausvater mit seinen Getreuen zuerst angestellt, sich als zwecklos erwiesen, und so wartete man nun auf das Eintreffen der Feuerwehr. Da hörte General Kloss auf: „Meine Uniform! Meine Uniform!“ und ehe man es noch hindern konnte, hatte er sich mit ein paar großen Sähen, seine umgehängte Schlaßdede wegwerfend, davongemacht und sprang, des Feuerregens nicht achtend, in die Feuerbrunst zurück. Lehrer Fröhlich und der Hausvater, ihn in Todesangst rufend, eilten ihm nach. Aber in der Hausflur, die von Qualm erfüllt war, wußten sie nicht, wohin er sich gewendet. Sie suchten in den Gängen, sie riefen und schrien, aber von Archibald sahen und hörten sie nichts.

General Kloss aber war, des Rauches und der wahnsinnigen Glut ungeachtet, wie ein Wiesel die Treppe emporgehücht nach dem großen Schrantkammer, in dem auch er seinen Spind hatte. Mit einem Stuhl stieß er die nicht allzu feste Tür ein, schüttete einen Krug Wasser über die schon heiße Diele, langte sich seine kostbare Generals-Leinwand-Uniform heraus und eilte mit ihr über den langen Gang!

Da — was war das?! Er stutzte, — er lauschte. — Hilferufe! Poltern an eine Tür! — Ein wahnsinniges Wimmern, als ob ein Tier heulte!

Und jetzt schlug es jäh in Archibalds Sinn: Der Karzer! Christian sah im Karzer, und man hatte ihn im Drunter und Drüber des Anglids vergessen. Der Hausvater und die Beamten hatten wohl die Schlaßsäle revidiert und jedes Bett untersucht, ob es leer, also der Insaße gerettet sei, aber an den Karzer hatte in der Bestürzung niemand gedacht.

Und General Kloss, der durch seine Uniform wieder in das brennende Haus gelockt war, war der erste, der sich des unglücklichen Christians erinnerte.

Christian muß gerettet werden! Das stand klar vor seiner Seele, und dabei dachte er nicht an seines Vaters doppeltes Selbentum.

Er rannte den Gang vor. — „Karzer“ stand mit harten, steilen Buchstaben an der braunen Holzstür. Und dahinter sah sein Feind, der bald sein Mörder geworden wäre. Da sprang dicht neben ihm mit grellen Klirren eine von der Bluthitze gebogene Fenster Scheibe entzwei und das Glas ihm auf die Hand. Er schrie auf und sprang zurück, und im selben Augenblick ging über ihm ein Poltern und Krachen los, ein Splittern und Bersten, ein knirschendes, schabendes Getöse, unheimlich anzuhören, daß ihm ein toskales Schauern über die Haut rann, und jetzt senkte sich, zwei Schritte vor ihm, langsam und doch stehend und rauchend, das Deckwerk und baute eine gluthelbe Mauer zwischen ihm und den Karzer. Er war in wahnsinnigem Schred, als die Dede vor ihm niederbrach, zurückgesprungen und wollte fliehen, aber das herzzerreißende Jammern und bessere Hilfescreien hinter der Tür des Karzers, erinnerte ihn an seine Pflicht. — Was nun tun? Archibald eilte an das von heißer Doh umwehte Fenster und brüllte hinaus um Hilfe. — Da, was ist ein zwölfjährig Knabenstimmchen gegen das Toben und Wüten einer unbekämpften Feuerbrunst! — Man hörte ihn nicht und konnte ihn auch wegen des rotslodernenden Qualms nicht sehen. Da warf der Knabe mit einem Schwung seine liebe Uniform durchs Fenster, und sprang nun halbnaht, wie er war, über das gesenkte Dedengebäl nach der Karzertür. Er hatte sich die Füße furchtbar verbrannt, aber er biß die Zähne aufeinander und warf sich gegen die Tür. Und welch Glück! An dem Karzer steckte, wohl durch eine Nachlässigkeit eines Hausmädchens, das dem Gefangenen das Abendbrot gebracht hatte, der Schlüssel im Schloß. — Er drehte ihn um, öffnete die Tür, und ein rauchgeschwärtzter, halbtoter Mensch, der innen an der Tür gelehnt, fiel ihm entgegen: Christian, sein Widersacher, der ihn noch am selben Nachmittage toschlagen wollte!

Als Christian, die im Vergleich zu seinem Karzer frische Luft atmete, kam er zu sich. „O Gott! O Gott, was hab' ich getan!“

jammerte er. — „ich legte in der Wäschekammer das Feuer an!“ und dann fiel er wieder in Ohnmacht und lag nun mitten zwischen dem raucherfüllten Karzer und dem heißen, glimmenden Gebäl zu Archibalds Füßen. Und der General?

Todesnot verleiht dem Menschen Riesenträfte. — Er zog sich den verjagten Körper Christians über den Rücken, schleppte ihn über das glühende Dedengebäl zum Fenster. Dort stürzte er zusammen. Vom Sturz erwachte Christian und jammerte wieder: „O Gott, was hab' ich getan!“

„Neb' keinen Quatsch und erzähl' das nicht allen Leuten! Kannst du stehen?“ fragte der zu Tode erschöppte Archibald. Aber der andere fiel schon wieder in sich zusammen.

Unterdessen war nicht nur die Feuerwehr angekommen, sondern die Antestehenden hatten, als plötzlich die Uniform des Generals zu ihren Füßen flog, feststellen können, wo in dem großen Hause sich Archibald befinden müsse.

Nun wurden Leitern angelegt, ein paar Schlauchleitungen auf diesen Hausteil gerichtet, und schnell waren die waderen Feuerkämpfer oben, und sie fanden vor dem Fenster liegend nicht einen, wie ihnen unten gesagt worden war, sondern zwei: Archibald und Christian.

Acht Wochen später.

Am Mittelbau des Waisenhauses, der inwendig vollständig ausgebrannt war, wurde schon wieder gearbeitet. Und heute fuhren Lehrer Fröhlich und der Waisenhausvater nach dem städtischen Krankenhaus. — Die beiden bei dem Brande Verwundeten sollten heute als geheilt entlassen werden.

Und glückstrahlend saßen sie nun neben den beiden Männern im Wagen. Freilich, Freund Christian war es nicht ganz gebuer zu Rute. In der langen Zeit, da sie im Krankenhaus nebeneinander gelegen hatten, war die Feindschaft gewichen, und der General hatte dem angstgepeinigten Christian hundert Mal versprochen, daß er nichts sagen würde, wer an dem Brande schuldig sei, wenn sich Christian bessern wolle.

Und als nun die Fragen des Wiedersehens erledigt waren, forschte Archibald: „Und hat man etwas erfahren, wie der Brand entstanden ist?“

Man hat viel und lange untersucht. In der Wäschekammer mag das Feuer entstanden sein. Zuerst vermutete man böswillige Brandstiftung, aber als ich der Kommission erklärte, das sei in meinem Hause ausgeschlossen, da niemand da wäre, der einer so gemeinen Tat fähig sei (Christian erbebt), einigten sich die Herren auf Selbstentzündung.

Da atmete Archibald auf, und Christian drückte ihm unter der Dede, in die sie sorgsam gehüllt waren, die Hand.

Beide wurden unzertrennliche Freunde, und Christian ist dem General Kloss, der ihn vor Tod und Zuchthaus bewahrt, heute noch treu ergeben. Und beide sind jetzt tüchtige, wadere Männer.

Achtung! Lesen Sie bitte unseren Aufruf in Nummer 15, erste Beilage, mittlere Spalte.

4. Preis-Silberrätsel der 1. Reihe (drittes der 2. Serie, zweites der 3. Serie)

a - a - ar - ba - bau - ber - bund - ce - cha - chiv - ciz - con - da - de - di - dos - e - ern - fant - fe - fen - form - ha - ha - hard - hel - helms - her - i - in - jows - ju - ka - ki - kind - ko - la - las - lin - mer - nar - ni - ni - not - pol - rak - rei - ri - rich - sa - se - se - to - to - ton - u - vel - vil - we - wehr - wil - zis

Aus diesen 61 Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren erster und letzter Buchstabe, beidemal von oben nach unten gelesen, zwei Strophen eines bekannten Gedichtes von Hoffmann von Fallersleben ergeben. Die Wörter sollen bedeuten:

1. Moderner Dichter, 2. nordamerikanischer Staat, 3. Insel an der Nordostküste Afriens, 4. Gebiet in Mesopotamien, 5. Feinbäckerei, 6. deutscher Staatsmann, 7. politische Partei, 8. Monat, 9. Verteidigung bei einem Angriff, 10. militärische Bekleidung, 11. Blume, 12. russischer Dichter, 13. deutscher Hafen, 14. Sammlung von Urkunden, 15. Stadt in Spanien, 16. Titel des spanischen Thronfolgers, 17. alte Zauberin, 18. deutscher Maler, 19. Fluß, 20. Stadt in Thüringen, 21. Gesangsstimme, 22. männlicher Vorname. (j einmal = ein Buchstabe.)

Lösung des 15. Preis-Silberräfels

- (drittes der 1. Serie, zweites der 2. Serie, erstes der 3. Serie)
1. Klarinette, 2. Efeu, 3. Jamba, 4. Namur, 5. Monument, 6. Erwin, 7. Numa, 8. Sizilien, 9. Caffee, 10. Hedin, 11. Düna, 12. Erzerum, 13. Reger, 14. Wanne, 15. Erbkönig, 16. Lofoten, 17. Tennessee, 18. Uhland, 19. Eremit, 20. Bahnhof, 21. Egelhaaf, 22. Rütli, 23. Thermometer.
- Kein Mensch der Welt übertrifft den Germanen an Treue. (Tacitus).

Auflösung des historischen Schieberäfels

Sch	w	erin
Gneisen	a	u
Mol	t	ke
Zieth	e	n
Hindenbu	r	g
B	i	ücher
G	o	eben
Ludend	o	rff

Waterloo.



Bezugspreis: Monatlich 0,706.-M.
 Druck-Verlag: Korras & Koehnede,
 Halle, Mittelstr. 11-15, Fernr. 629. Postfach-Konto: Erfurt Nr. 20021.
 Einzelbestellungen nehmen alle Postanstalten u. Briefträger entgegen.
 Höhere Gewalt entbindet den Verlag von Schabernatz. Anzeigen-

Herausgegeben von Fritz Kloppe

kostet 15 Pfennig. Der Raum von 1 mm 56he und 25 mm Breite im Kasten
 im Rahmetell kostet 80 Pfennig. - Anzeigen-Kannyme b. Verlag,
 Halle, Mittelstr. 11-15. - Die Zeitung erscheint am 1., 11. u. 21. jed. Monats.

Preis: Der Raum von 1 mm 56he und 25 mm Breite im Kasten
 im Rahmetell kostet 80 Pfennig. - Anzeigen-Kannyme b. Verlag,
 Halle, Mittelstr. 11-15. - Die Zeitung erscheint am 1., 11. u. 21. jed. Monats.

Politik und Bildung.

Die geistigen Lebensäußerungen eines Menschen oder Volkes, die als Kulturerfahrungen in der Sittlichkeit, durch verstandesgemäßes Denken, im ästhetischen Geschmack und im seelischen Fühlen zum Ausdruck kommen, nennen wir Bildung. Ob man nun die Menschen nach Berufsständen oder nach sozialen Schichtungen gliedern mag, ihr kultureller Wert bleibt immer eine Frage der Bildung, die dem einzelnen in seinem ganzen Lebensstil eingepreßt ist und darüber entscheidet, auf welcher Höhe er innerhalb der Gemeinschaft seines Volkes und in der menschlichen Welt überhaupt steht. Bildung ist inneres Wesen, das sich im sozialen und privaten Leben als richtunggebend erweist und nach dem Ziele strebt, Verfasslichkeit und Volk auf die höchstmögliche Stufe des irdischen Daseins zu heben. Durch die Bildung offenbart sich also der Lebensinhalt eines Menschen oder Volkes, der natürlich auch die äußere Lebensform beeinflusst. Jeder Beruf erfordert nun zwar seine besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten, seine besondere Schulung. Die Berufsbildung entspricht jedoch lediglich der Tätigkeit, deren Lohn zumeist der verdienten Erfolg ist. Der Anreiz der Bildung geht aber in seiner tiefsten Bedeutung über den Berufsstand, der doch immer nur eine Seite des menschlichen Daseins erfasst, hinaus und bestimmt den Wert eines Menschen oder Volkes nach den gesamten geistigen Lebensäußerungen. Diesen umfassenden Begriff meinen wir, wenn allgemein in die Rede von Kultur und Bildung ist, in denen ja sittliche und verstandesgemäße Werte ebenso zum Ausdruck kommen, wie seelisches Empfinden oder Mitgefühl für alles, was die Menschenbrust in Schmerz und Freude bewegen kann. An diese Lebensbildung dachte auch Schiller, als er meinte, daß „alle Bildung strebt an die Veredlung eines festen, bestimmten und beherrschenden Geistes, das nun nicht mehr wird, sondern ist und nicht anders sein kann, denn so wie es ist.“ (Neben an die deutsche Nation). Dieses Sein des großen deutschen Philosophen mag als Ideal aufgefaßt werden, das jenseits der alltäglichen Wirklichkeit stehen wird, solange überhaupt Menschen leben; denn der Anhalt unseres Daseins wird ein ewiges Fliessen und Erben bleiben. Wenn unter Millionen ein einzelner Mensch auf der Höhe des Lebens eine überragende Bildung erwarb, vermag, die dem von Schiller bestimmten Ideal nahe kommt, so steht er gleichsam wie ein Stern über Völkern und Zeiten (Sokrates, Goethe, Kant). Sind uns aber nicht auch die Sterne, obgleich welkenwieb entfernt, nahe genug, um ihre Strahlen in unser Herz zu ergießen? So kann auch dem einfachen Leben ein hoher Anhalt geschenkt werden, ein Anhalt, der erkennen läßt, daß der Mensch im bewussten Lebenszusammenhange mit anderen steht, an deren Schicksal teilnimmt und es nach dem Grade seiner Fähigkeiten mitbestimmt. Wer in sein Leben den höchsten Anhalt hineintragen will, wird nicht zerbereuen ringen. Goethes Wort: „Aber immer streben sie sich bemüht, den können wir erlösen“ soll ihm die Gewißheit geben, daß die Gewinnung, welche auf ein hohes Ziel gerichtet ist, ihres verdienten Lohnes gewiß sein kann. Wenn der Beruf als Aufgabe an der Allgemeinheit aufgesetzt wird, so entwickelt die Berufsarbeit dem Kreise des bloßen Egoismus, und die Berufsbildung tritt in den Dienst des Lebens, daß nicht um seines Willen willen ausgeübt wird, sondern dessen ganzes Streben ein Einsatz für hohe und allgemeingültige Ziele bedeutet. So kann ein jedes Leben eingesetzt werden für „eine Welt, die da zukünftig ist und ewig fort zukünftig bleibt“, um mit Schiller zu sprechen (Neben an die deutsche Nation). Wer diese höchste Aufgabe des menschlichen Lebens erfüllen will, muß soviel wie nur irgend möglich an sich selbst arbeiten, damit er ein wertvolles Glied der Volksgemeinschaft werde, in der er steht. Der einzelne Mensch ist ein Mikrokosmos im Verhältnis zu der ungeheuren Menge der Erscheinungen, dem Makrokosmos um sich. Wenn wir diese Gegenüberstellung einmal nur auf die geistigen Seiten des Lebens beziehen, so ergibt sich die Bildungsaufgabe, daß der Mikrokosmos Mensch den Makrokosmos Welt in sich aufnehmen, in seinem geistigen Wesen verarbeiten soll. Mag dieses Ziel eine Gesamt-

aufgabe sein, in die sich unendlich viel Menschen zu teilen haben! Für jeden einzelnen Menschen bleiben der besondere geistige Interessentzweck oder die Dinge, mit denen er sich aus allgemeinem Pflichtgefühl beschäftigen muß, eine Welt der Erscheinungen, die er nur dann bereichern wird, wenn er danach strebt, seine Bildung ständig zu erweitern.

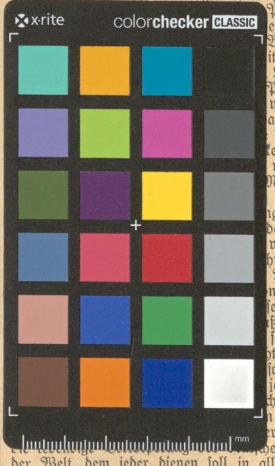
Die Politik ist natürlich auch ein Gebiet des geistigen Lebens, das nicht jeden einzelnen gleich stark berührt, für das nicht jeder Mensch Fähigkeiten des Verstandes mitbringt. Da wir aber alle in den Lebenszusammenhang unseres Volkes hineingefügt sind, muß uns das Schicksal dieser Gemeinschaft am Herzen liegen. Das gebietet die Pflicht gegen die Volksgenossen und das Interesse am Wohl des eigenen Lebens. Ethische Gebote und verstandesgemäße Ermahnungen verweisen jedermann auf politische Betätigung. Es ist nun selbstverständlich, daß die Politik, deren Ziele den verschiedensten Lebensgebieten gewidmet sind, bei jedem einen hohen Bildungsgrad voraussetzt, der ihr mit gutem Urteil folgen oder tätig an ihr teilnehmen will. Das politische Leben bestätigt Schillers Wort am deutlichsten: „Weh denen, die dem ewigglühenden des Lichtes Himmelsfadel leihen!“ Jeder Tag kann aber vom einzelnen ein politisches Urteil verlangen. Ein solches ist z. B. die Stimmabgabe bei der Wahl. Kein pflichtbewußter und überlegungsreicher Mensch wird der Wahlurne fernbleiben. Soll seine Stimme aber ihren eigentlichen Zweck erfüllen, so muß sie nach bestem Gewissen und abwägendem Nachdenken gegeben werden; denn das politische Urteil des Wählers bestimmt den Schicksalsweg des Volkes und ist deshalb die denkbar ernsteste Lebensäußerung. Die politischen Erfolge einer Nation sind immer zu einem gewissen Grade auch eine Frage der Bildung aller Bürger. Wenn ein Volk in seiner Gesamtheit den politischen Aufgaben wenig Interesse zeigt, so fühlt es nicht mehr die Kraft in sich, seinen Willen unter den Nationen der Erde durchzusetzen. Die Leitung der Politik wird zwar immer nur in den Händen weniger Männer liegen. Wenn diese aber befähigt sind, große Ziele durchzusetzen, so bebarit ihre Arbeit der Unterfertigung aller Bürger. Jeder einzelne muß sozugen sein Leben als haben im Gesamtgute des Volkes empfinden, muß im politischen Willen der Nation seinen eigenen Willen mitschwingen fühlen. Selbst der größte Führer kann allein nichts erreichen: Er muß ein Volk hinter sich haben, das in eigenem Erleben die Schicksalslinie des Staates ziehen hilft. Dieser Gedankengang mündet nicht in Parlamentarismus und Demokratie, sondern verfährt die Auffassung von Volk und Staat als Organismus, als Lebensgebilde und unterstreicht daher die Bildung der Staatsbürger, deren politische Lebensäußerungen vom Verantwortungsgesetz getragen sein müssen. Die Novemberrevolution hat uns Deutschen deutlich genug gezeigt, daß die politische Bildung unseres Volkes auf einer niedrigen Stufe steht; denn ihre „geistigen“ Aufzeichnungen offenbaren nicht Leben, sondern weisen den Weg zu Tod und Vernichtung.

Das politische Leben der Deutschen im verflochtenen Menschenalter war zum größten Teil Sünde wider den gebundenen Verstand. So irren wir vom nationalen Gedanken des Bismarcklaates zum Internationalismus der Revolution, weil uns Trugbild um Trugbild vorschwebte. In der Ehit und im seelischen Fühlen entsprach und entspricht der Lebensstil unseres Volkes ebenso wenig wie im verstandesgemäßen Denken der Höhe, die Voraussetzung jeder völkischen und staatlichen Aufwärtsentwicklung ist. Wir brauchen nur an den Götzendienst der Ausländer, an die leichte Verachtung im Außerlichen zu erinnern, wenn wir den Mangel an vaterländischer Moral im deutschen Volke beweisen wollen, und die ebenso ungeliebte wie berüchtigte „Michelei“ kennzeichnet als ein wahres Schlagwort den politischen Irrtum, der die deutsche Nation so leicht befallen kann. Unsere Bildungsaufgabe als Volk steht unerbitlich und deutlich vor unseren Augen. Den Weg, den einzelne Deutsche, und mit ihnen nationale Verbände, vorzeichnen, müssen wir als Volk geben. Ob es sich um sittliche oder verstandesgemäße Lebensäußerungen

handelt, der nationale Gedanke, der in sich alle Bildungswerte zusammenfaßt, die ein Volk besitzen kann, muß der Kern unserer Weltanschauung werden. Jedes Volk ist eine geschichtliche Einheit, die man mit Goethes Worten „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“ nennen kann. Die Lebensform unseres Volkes wird jetzt von Clementen bestimmt, die dem nationalen Gedanken widersprechen, und die zukünftige Entwicklung muß uns zu unseren völkischen Selbst zurückführen, so daß unsere geistigen Lebensäußerungen zum Ausdruck des eigenartigen deutschen Wesens werden. Ähnlich wie wir als Volk den nationalen Gedanken wiederfinden müssen, entwickelte sich Schiller vom Weibbürger zum Volksbürger und zeichnete uns in der geistigen Entwicklung von den „Räubern“ und Augenbedürfnissen bis zum „Lieb von der Glode“ und „Toll“ den seelischen Wandel vor, den wir erstreben wollen. Doch ist es ein weiter Weg, bei die Deutschen die innere Einheit gewonnen haben, welche die Voraussetzung zu einem Rüstschwur bildet! Wenn nun Kant von der Politik fordert, daß sie in ihren Entschlüssen an die Gesetze der Moral gebunden sein soll, so können wir nur hinzufügen, daß der große deutsche Philosoph den Wert der Bildung für das politische Leben richtig einzuschätzen wußte, ebenso wie die Griechen Sokrates, Platon und Aristoteles in ihrem staatsphilosophischen Denken die Tugend auch durch das politische Leben verwirklicht wissen wollten. Wir müssen nur hinzufügen, daß im Streben nach dem Wohl des eigenen Vaterlandes die höchste Moral der Politik zu suchen ist. Die Mittel, mit denen diesem Ziele gebient wird, liegen im Bereiche des verstandesgemäßen Denkens. Ethische Pflicht und wägender Verstand finden sich als die wichtigsten Heutzugungen der Bildung auf einer Linie. Wenn die politische Taktik das Gewissen vor die Frage stellt, ob um der Lebensnotwendigkeiten des eigenen Volkes willen ein Unternehmen durchgeführt werden darf, das den Interessen eines fremden Staates schadet, so ist die Pflicht gegen die eigene Nation im Sinne des Wohl der eigenen völkischen Geist sind Lebens; denn ihr Politisch geistlich will, wozu leidet es Recht anderer Politik nicht von es, sondern von wozu z. B. der russischen Unver-politische Leben der betrachtet, den Vordergrund; die die politische Griechen wird. Volkes und durch danach streben, seiner Nation zum selbst am Steuer- so gut als gleichgültig; jedes Einzelne haßt der Nation. in Ganzen mit und Volk - ist seinen Gedanken in der Welt, dem jeder dienen soll in allen Heutzugungen seines Lebens.

Arbeiterchaft und Bürgertum.

Die allererste Klust, die unser Volk trennt, wird durch die Worte „Bürgertum“ und „Arbeiterchaft“ gekennzeichnet. Unser ganzes öffentliches Leben ist von diesem Gegensatz beherzigt, und erbittert lobt der Kampf zwischen beiden Lagern, die einander an Abt fast gleich sind. Man spricht von bürgerlichen Parteien und von einer bürgerlichen Regierung. Ihnen stehen Arbeiter-



Dr. Rudolf Alberti, Dresden.